<36612016190018

<36612016190018

Bayer. Staatsbibliothek

Philologische Belustigungen.

Aus

der Brieftasche

eines

oberdeutschen Schulmeisters.

München 1824,

in Commission der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Du hast mich oft als einen Sonderling ausgelacht, wenn ich, während meiner Anwesenheit auf deinem Landgute, deine Prunkzimmer verließ, und mich in die dumpfige Gesindstube verkroch, um dem Geplauder deiner Dienstbothen zuzuhören; oder wenn ich während deiner botanischen Wanderungen oft bey diesem und jenem Bauersmann stehen blieb, und mich in ein langweiliges Gespräch über die gemeinsten Gegenstände einließ — nur um ein oder das andere seltsame Wort zu erhaschen, das jener Gegend und unserer Provinz angehört. Du hast mir oft dein Befremden darüber geäußert, wie ein Mann von Verstand und Bildung auf solche gemeine, alberne Ausdrücke und Ausdrucksformen einen so großen Werth legen, und Vergnügen daran haben könne, wenn er ein solches, ihm bisher unbekanntes Wort zufällig erbeutet, und zu dem übrigen Plunder schreibt. Du konntest überhaupt nicht begreifen, wie man ein Wörterbuch zu einem andern Zwecke gebrauchen könne, als eben nur, um sich über die Bedeutung und die Form eines Wortes Raths zu erhohlen; und wie man, wie du oft an mir gesehen, z. B. über Adelungs Wörterbuch stundenlang sitzen, und mit einem Ernste und einer Beharrlichkeit daraus studie-

ren könne, als habe man einen Classiker oder gar ein corpus juris vor Augen und zu Handen.

Man läßt sich, wie du selbst weißt, über seine Liebhabereyen nicht gern in Streit ein, schon darum, weil man mit Menschen, die nur ihr eigenes Steckenpferd kennen und lieben, nie zu Rechte kommen kann. Ich hätte dir sonst folgendes und ähnliches erwiedern können: Was du treibst, das treibe ich, sey's zum bloßen Vergnügen, seys auch zum Nutzen. Du suchest Pflanzen auf, und sammelst, und prüfest, und ordnest, und hinterlegst sie. Ich deßgleichen, und zwar Pflanzen geistiger Art, die im Volke, uns unbekannt, fortleben; die den Geist, die Denk- und Lebensweise des Volkes veroffenbaren; die mir als Mittel dienen, zur Bereicherung der Sprache, zur Ergründung ihrer Wurzeln, zur Berichtigung und Aufklärung dessen, was bereits in den florilegiis der allgemeinen Sprache vorhanden ist. Und so habe ich denn meine Freude daran, wie du, wenn ich auf ein seltenes unbekanntes Exemplar gerathe, wenn ich dessen Wurzel, Stamm, Zweig und Blüthen untersuche, wenn ich seine Verwandtschaft mit andern Gewächsen auffinde, und es an Ort und Stelle des Systems bringe, wohin es vermöge seiner Natur gehört.

Ist diese Liebhaberey zu tadeln? Oder glaubst du, daß dieses Aufsuchen und Ordnen, dieses Finden eines unbekannten, wohl gar aus vornehmer Verachtung vernachläßigten geistigen Gewächses von keinem

Nutzen für die Bildung und Bereicherung der Sprache seyn werde? Du bist mir zu profan, als daß ich hoffen dürfte, dich von den Vortheilen jenes Geschäftes für die Wissenschaft sogleich zu überzeugen; es müßte dich etwa nur die Anwendung der oben angedeuteten Parallele auf diesen Punct, eines Bessern belehren. Aber selbst für uns beyde, die wir die Sprache nicht wissenschaftlich ex professo betreiben, für mich Schulmeister allda, und für dich Geschäftsmann, ist dieses Studium, der Sprache überhaupt von großem Nutzen. Abgesehen auch davon, daß wir das Material nie und nirgends benutzen könnten, so interessirt uns schon die Form; wir bilden in uns den Geist der Wortforschung aus; wir gewöhnen uns allmählig daran, über das Wort und seinen rechten Gebrauch nachzudenken; wir schärfen unsern Blick, um den ganzen Stammbuch der Sprache zu überschauen, in seiner Einheit und Mannigfaltigkeit; wir lernen mit der Sprache und ihrem Geiste unser Volk und seinen Geist selbst erkennen und lieben.

Ich möchte dich gar zu gern für dieses Studium gewinnen, eben darum, weil ich aus Erfahrung weiß, daß eine unversiegliche Quelle mannigfaltigen Vergnügens und Nutzens daraus fließt. Und damit ich dich so recht mit freundschaftlicher Strenge dazu nöthige, so mache ich es zur unerläßlichen Bedingung der Fortsetzung unsers Briefwechsels, daß wenigstens in jedem Schreiben etwas von der Materie mit einfließe. Enthält einer deiner Briefe nichts davon,

so werde ich ihn dir (wie jener androhte) unerbrochen zurückschicken. Ich weiß zwar wohl, daß ich von dir nur Ungeschicktes erwarten darf; aber darin steckt eben die wahre Wollust eines eifrigen Schulmeisters, daß er den stümpernden Schüler zurechtweise und weiter führe.

* * *

Du bist in demselben Irrthume, wie Tausende, die ihre Sprache wohl ziemlich richtig, und sogar schön schreiben und sprechen, und doch nicht deutsch verstehen. Ihr wißt nähmlich gar wohl die Wörter und Redensarten, die ihr von der Amme an, bis zu dem professor publicus der Philosophie, gehört und behalten habt, fertig zu gebrauchen; aber ihr seyd mir nicht im Stande, den Grund anzugeben, warum ihr hier gerade dieses und jenes Wort, diese oder jene Redensart, diese oder jene Verbindung und Anordnung der Ausdrücke gebraucht. Kurz, ihr treibt euer Geschäft mechanisch, aber nicht organisch, nicht mit Bewußtseyn der Regel, der Abstammung und der Bedeutung. Wer keine andere Sprachkenntniß besitzt, als eben diejenige, die er in sein Gedächtniß eingeprägt hat, und wie er sie aus seinem Gedächtniß hervorhohlt; wer sein Sprechen, wie sein Denken, das er in der Jugend empfangsweise erlernt, im spätern Alter nicht gleichsam wiederum erzeuget und gebieret durch wissenschaftliche Anschauung und Prüfung; wer, wenn er aufgefordert wird, beynahe von jedem Worte seine grammatische und stylische Verwandtschaft aufzählen, und wo es thun=

lich ist, die Genealogie bis auf die Stammältern zurückführen kann: der sage nicht, daß er deutsch verstehe . . . Ich wenigstens bekenne es frey, daß ich es nicht verstehe.

Da jedoch die Kenntniß des gesammten Materials der deutschen Sprache so unermeßlich ist, daß man sie im ganzen Umfange einem simpeln Schulmeister und Geschäftsmanne, wie wir beyde sind, nicht wohl zumuthen kann: so sind eben dazu Wörterbücher vorhanden, auf daß wir uns in Fällen, wo unser Wissen aufhört, oder das Gedächtniß uns verläßt, Rath und Aufschluß daraus erhohlen können. In diesem Sinne nannte z. B. Lichtenberg Adelungs großes Wörterbuch seinen aide de camp. Allein Sinn für das tiefere Studium der Sprache müssen wir schon dahin mitbringen; wir müssen bereits eine lebendige Ahndung von dem Geiste haben, der in den Wörtern und ihren Familien liegt; es muß in uns das Bedürfniß ausgebildet seyn, den verschiedenen Bedeutungen des Wortes nachzuspüren, und es bis auf seine Wurzel und nach allen Zweigen hin mit prüfendem Auge zu verfolgen. Sonst betrachten und behandeln wir ein solches Wörterbuch, wie der gemeine Mann seinen Faulenzer, der ihm bloß das Produkt der Rechnung angibt, ohne ihm zugleich die Operation, wie man dazu gelangt, darzuthun.

Solche Faulenzer gibt es, leider! im Fache der deutschen Sprache mehr, als genug. Ein recht dicker und fetter der Art ist z. B. das vierbändige Werk

von Heinsius, das ich dir, mein lieber Faulenzer, angelegentlich empfehlen kann.

* * *

So eben saß ich wieder ein Paar Stunden über Adelung. Was das für einen herrlichen Genuß gewährt, der allmähligen Entwicklung eines Wortes mit forschendem Geiste nachzufolgen, von der Entsproßung des zarten Keimes an, bis zu seinem vollendeten Wachsthum! Anfangs siehst du einen ganz einfachen Laut, eine kaum vernehmbare Hülle, eine rein körperliche Erscheinung; denn die ursprüngliche Bedeutung ist meistens sinnlich, eine mahlerische Lautnachahmung, ein unselbstständiges Wesen, an der Natur noch hängend und mit ihr verwachsen. Bald aber erscheint es, von Geist und Leben durchdrungen, Geist und Leben veroffenbarend; und obwohl noch von körperlichen Schranken beengt, doch zur Freiheit des Geistes empor strebend. Jetzt ist es endlich in seinem Elemente; es hat in dem Bereiche des Geistes Stelle und Bedeutung bekommen; es fügt sich mithin in die mannigfaltigsten Verhältnisse; es wirkt nach den verschiedensten Seiten hin; es gebiert aus sich neue Stämmlinge, die seinen Geist und sein Leben weiter verbreiten, bis fast ins Unendliche.

So mache ich mir das Studium der Sprache zum Vergnügen, und so wird das Vergnügen selbst zum Studium. Ich lese nicht, bloß um zu lesen, wie jene empirischen Botaniker, die sammeln, nur um zu sammeln. Ich habe meine Freude an der

Prüfung des Gelesenen, an der Anordnung zu einem Systeme, an der Beschauung des Körperlichen und seiner Veränderungen, und an der Entwicklung des Geistigen und seiner Kräfte. Wer Wurzeln kennt und gräbt, der mag sein Verdienst haben, wie z. B. der empirische Grammatiker; aber ein noch größeres hat, wer diese Wurzeln zu präpariren weiß zu heilsamer und ergötzlicher Nahrung, wie z. B. der gewöhnliche Schriftsteller; das größte jedoch, wer an ihnen Geist und Leben erforscht und darstellt, wie der wissenschaftliche Philolog, und der geniale Redner und Dichter.

Es besuchte mich neulich ein Bekannter, der sich auf seine philosophischen Kenntnisse und Einsichten sehr viel einbildet. Er traf mich über meinem Adelung an. „Was machen Sie?" fragte er bey seinem Eintritte. „Ich philosophire" war meine Antwort. „Welchen Autor aus der scholastischen Schule lesen Sie?" (Er bemerkte den Quartanten.) Ich zeigte ihm den Titel. Er schüttelte den Kopf. „Ich versichere Sie abermahls (erwiederte ich), daß in diesem Buche alle Elemente göttlicher und menschlicher Philosophie enthalten sind, und daß es nur mit einem Geiste gelesen werden muß, der es versteht, diese Elemente zu erforschen, und sie in Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Oder meinen Sie vielleicht (fuhr ich fort), daß die Wörter nur etwa so, wie Nüsse, von den Bäumen heruntergefallen seyen, die man bloß aufzulesen und aufzuknacken brauche? Oder nicht vielmehr, daß sie aus dem

Geiste des Menschen stammen, von seinem Geiste zeugen, mit seinem Geiste wachsen und gedeihen? Wer es nun verstände, diesen Geist in diesen seinen Typen zu erforschen, und dessen Offenbarungen zu vernehmen: wäre der etwa kein Philosoph?.. Ich nehme z. B. nur zwey Wörter, worüber von eures gleichen ganze Bücher geschrieben wurden: Vernunft und Verstand. Jenes stammt von vernehmen, dieses von verstehen. Schlagen wir hierüber unsern Grammatiker auf: Vernehmen heißt ursprünglich und eigentlich, ein Ding und dessen Gegenwart durch die Sinne empfinden; in engerer und figürlicher Bedeutung: mit Bewußtseyn, Gegenwart des Geistes anhören. Verstehen dagegen heißt (als ein Activum), die Bedeutung der Wörter einer Rede, oder überhaupt eines jeden Zeichens, wahrnehmen." Der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand wird hieraus sogleich klar. Die Vernunft kann etwas unmittelbar wahrnehmen, dieser nur mittelbar, durch das Zeichen. Jener schwebt die Erscheinung selbst vor, diesem nur in dem Worte. Die erstere schaut an; der andere denkt. Jene kennet; dieser erkennet. Die Vernunft an sich kann daher so wenig irren, als der Sinn; wohl aber der Verstand; denn jene empfängt bloß (obgleich selbst thätig), dieser aber erzeugt (obwohl aus bloß Gegebenem)... So setzte ich die Parallele noch einige Zeit fort. Er aber schien sich nur zu verwundern, ohne sich überzeugen zu lassen. Um einem stundenlangen Streite über

eine Materie, mit der ich vollends im Reinen bin, vorzubeugen (denn mit wenigen Worten läßt sich nicht leicht ein Philosoph abweisen), griff ich nach dem III. Bande von Jakobi's sämmtlichen Werken, und las ihm (aus Seite 556) die Aeußerung dieses Mannes vor, deß Ansehen gilt. Sie lautet also: „Ich kenne keine andere gute Weise, der Wahrheit philosophisch nachzuforschen, als die Wurzeln der Wörter aufzusuchen." Darüber stutzte er und — schwieg. Ich aber benützte das Stillschweigen, um auf einen andern Gegenstand, nähmlich das Wetter, überzugehen.

* * *

— — Die Hauptursache, warum wir so wenig Sinn und Geschick für das Studium der deutschen Sprache haben, ist schon in unserm Jugendunterrichte aufzusuchen. Von der adeligen, vornehmen Erziehung will ich gar nicht sprechen; es ist bekannt, daß Junker und Fräulein gewöhnlich ihr Französisch von Gouverneurs und Gouvernanten mühsam erlernen, ihr Deutsch aber so nebenhin von Kindsmägden und Stallknechten. Allein selbst in öffentlichen Schulen, besonders den gelehrten, wird das Studium der deutschen Sprache, vorzüglich ihrer Etymologie, schmählich vernachlässiget. Mit der Erlernung der grammatischen Schemen und der syntaktischen Regeln, mit der meistens flüchtigen Uebung in Aufsätzen und gemächlichen Vorlesung classischer Muster bildet man noch keinen Deutschen, so wenig als einen Lateiner oder Griechen. Wir sollen die Mut=

tersprache so gründlich und vielseitig behandeln, wie eine fremde; wir sollen dieß um so mehr thun, da hier nicht nur das Correcte und Elegante nachgewiesen, eingeübt, sondern auch das Unrichtige und Geschmacklose, was der Schüler von Haus aus in die Schule mitbringt, abgewöhnt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß. Kurz, unsere Lehrer sollen (wie Fr. Schlegel von Lessing rühmt) die fremde Sprache und Literatur mit einer Freyheit behandeln, wie die heimische, und diese mit einer Strenge, wie jene... Doch diese Klage über Vernachlässigung der eigenen Muttersprache ist schon alt, und dürfte in unserer Zeit nur darum gegründeter erscheinen, weil sie sich einer thätigern Theilnahme an Erziehung und Unterricht vor andern rühmen möchte. Schon Valentin Ikkelsammer sagt in seiner deutschen Grammatik: Es könne kaum ein lieblicheres Ding seyn, als an der etymologia; aber es sey so gar in Unbrauch, Unverstand und Vergessenheit kommen, daß er glaube, daß nicht eine Nation sey, die ihrer Wörter und Sprachen weniger Verstand und Ursache wissen und geben können, dann die Teutschen." — Und ein anderer (J. G. Becanus, nach Schottel's Verdollmetschung) weiß uns gar beweglich zur Muttersprache aufzumuntern: „Ist es nicht billich, du Teutscher (sagt er), daß die Sprache, welche du in der Wiegen aus dem süßen Vorgeschwätze und Gesäussel deiner Mutter sammt der Milch eingesogen hast, bey dir lieb und wert gehalten werde? Wer solte denn wol seyn, der nicht

eine Lust zu seiner angebornen Muttersprache trüge, wo ihm nicht gar ein störrisches Bock-Gehirn gewachsen, und alles entfindlichen Verstandes so gar beraubet sey, daß er alles dessen, was seine Voreltern geredt, und heldenmäßiglich verrichtet, nichts achten wollte? — —

* * *

— Du schimpfe mir nicht auf unsere lieben Alten und ihre Sprache. Gerade die letztere war echt deutsch, ohne fremden Beysatz und ohne Schulschlacken. Was wir deutsch nennen und reden, ist ein Gemisch von französischen, lateinischen und griechischen Formen und Wendungen, unter denen man mit Mühe den ursprünglichen Geist unserer Muttersprache erkennen kann. Denn daß wir mehr Regelmäßigkeit und Sicherheit (?) in die äußern Formen gebracht haben, das wirst du hoffentlich als kein besonderes Verdienst anschlagen; das hat sich von selbst mit der Zeit gemacht. Die innern Formen aber, die Formen des altdeutschen Geistes, sind großen Theils verdorben und verschwunden. Seys denn, daß jene Alten in einer etwas seltsamlichen Kleidung vor uns erscheinen, und daß ihre ganze Haltung und Bewegung nicht so mahlerisch ist, wie bey unsern Schriftstellern. Schau du sie nur genau an, besonders ins Antlitz — wie gesund und kräftig, und voll und rund ist alles an ihnen! wie leuchtet aus ihrem Angesichte ein so mild ernster Geist, ein redlicher und gerader Sinn, ein stilles und heiteres Gemüth! Es sind die Gestalten Wohlgemuths und Dürer's, die uns in ihren Schriften erscheinen.

Uebrigens darfst du es nicht übersehen, daß wir um 300 Jahre älter sind, als jene Männer, und daß wir, als Erben, dessen uns erfreuen, was sie so mühsam erfunden und erspart haben. Mit der Wissenschaft überhaupt hat auch insbesondere die Wissenschaft der Sprache an Breite und Tiefe gewonnen; und ich bin der erste, der den trefflichen Männern unserer Zeit, die die Muttersprache praktisch und theoretisch, durch künstlerische und wissenschaftliche Bearbeitung fortgebildet haben, tiefe Huldigung erweiset. Dieß hindert mich jedoch nicht, das Verdienst unserer Altvordern richtig zu schätzen, und besonders den Eifer zu loben und zu bewundern, womit sie, obwohl nicht Sprachlehrer von Profession, sich die Veredlung und Bereicherung ihrer Muttersprache angelegen seyn ließen.

In der That, mit welch hoher Achtung müssen wir, wollen wir unpartheyisch seyn, gegen Männer erfüllt werden, die, wie Luther, Melanchton, Joh. Agricola u. a., die ihnen ohne Zweifel geläufigere lateinische Sprache hintangesetzt, und dagegen „die liebe, frumme, biderbe deutsche Sprache, obgleich noch ein fast unmündiges Kindlein" in Schutz genommen, mit Sorgfalt gepflegt, und zu Ehren gebracht haben. Wir Modernen haben hierin, wie gesagt, leichtes Spiel; das Wort dringt sich uns eher noch auf, als der Begriff; die Alten dagegen, verstanden sie auch etwas, konnten es doch nicht sogleich aussprechen; — sie mußten suchen, bilden; wir dürfen nur wählen, zusammen setzen. Dar-

um war ihnen auch die Sprache lieber, als uns; es war ihr Schmerzenskind, ihr Benoni. Ich weiß nicht, wie ich das Gefühl nennen soll, das mich befällt, wenn ich hie und da auf Aeußerungen jener Männer stoße, worin sie ihre so tiefe, innige, wahrhaft kindliche Verehrung für ihre Muttersprache, und ihren heiligen Eifer, wie für irgend ein höchstes Interesse, darthun; z. B. wenn Joh. Agricola in der Vorrede zu seinen „gemainen Sprichwörtern" sagt: „Ich will jedermänniglich bitten, um aller deutschen Ehre und Treu willen, es wolle zu diesem Werke helfen, wer da könne; denn (setzt er hinzu) wir allesamt werden zu schaffen genug haben, auf daß wir deutsche Sprach aufbringen." Das nenne ich mir doch einen literarischen Patriotismus! —

* * *

— — Ich habe es dir ja gesagt, daß ich, aus zu großer Hochschätzung der Alten, nicht schel sehe auf die Bemühungen unserer Zeit in der wissenschaftlichen und künstlichen Fortbildung durch einzelne treffliche Männer. Ich wollte nur andeuten, daß wir, die wir so schreib- und redselig sind, uns darum nicht schon der Redekunst und Sprachkunde rühmen dürfen. Ich wollte die frühere Behauptung unterstützen, daß unter der Masse der sogenannten Gebildeten nicht die Einsicht, der Eifer, der Trieb zum gründlichen Studium und zur tüchtigen Ausübung vorhanden sey, wie wir sie von einem, mit

Kenntnissen sich so sehr brüstenden Zeitalter, und in einem, jedem Gebildeten so nahe liegenden Fache billiger Weise erwarten sollen. Diese Klage ist nicht bloß von mir, und von gestern; sie erschallt in den Schriften aller, die sich das Studium der Sprache zu ihrem wissenschaftlichen Geschäfte gemacht haben. Wolke, der von den Gelehrten, z. B. Jean Paul, wegen seiner tiefen und ausgebreiteten Kenntnisse eben so sehr erhoben, als von dem gebildeten deutschen Janhagel (sit venia verbo!) wegen seiner Sonderbarkeiten und Neuerungen verlacht wurde, hat es seinen Landsleuten öffentlich und derb ins Gesicht gesagt, daß unter 100,000 Deutschen kaum Einer deutsch verstehe. Hat ja doch erst noch neuerlich J. Grimm, der als ein Muster deutscher Wissenschaft und deutschen Fleißes dasteht, in der Vorrede zu seiner deutschen Grammatik, allen Grammatikern zum Trotz, die Behauptung aufgestellt: wir hätten noch nicht einmahl eine deutsche Grammatik!! Und, damit ich dich mit einer Thatsache von der Bildungslosigkeit unsers Volkes in Beziehung auf seine Muttersprache, selbst unter den Gebildeten und Gelehrten, überzeuge, so genüge die einzige Bemerkung: Man lehrt und lernt auf unsern Universitäten griechisch, lateinisch, spanisch, englisch, italiänisch, französisch, hebräisch, chaldäisch, ja persisch und hindostanisch — nur nicht deutsch!!! Die erst vor einigen Jahren gestiftete Universität B . . . war, meines Wissens, die erste deutsche Universität, wo ein Lehrstuhl für die deutsche Sprache errichtet

wurde! Komisch ist aber dabey noch folgender Umstand. Derjenige, welcher das Verzeichniß der Vorlesungen redigirte, und der wahrscheinlich von einem Lehrer der deutschen Sprache keine andere Kenntniß voraussetzte, als es gewöhnlich vom Publico geschieht, und wohl von den gewöhnlichen Lehrern der deutschen Sprache selbst, setzte den Nahmen des Sprachlehrers (des gelehrten N**) neben dem des maître de la langue française und — des akademischen Fechtmeisters . . . Sollte man das nicht als eine Satyre auf die deutsche Sprachwissenschaft ansehen — wenn nicht als eine Sottise?

* * *

Du siehst immer noch nicht ein, wie mit dem Studium der deutschen Sprache, dessen Nutzen und Annehmlichkeit du gern zugeben willst, meine Liebhaberey, dialektische Formen und Wörter aufzusuchen, zusammen stimmt. Du meinst, daß die Bekanntschaft mit diesem „Unkraut", das die schriftdeutschen Sprachlehrer längst schon aus dem literarischen Boden ausgereutet haben, für die Theorie und Praxis sogar Nachtheil haben müsse. Du berufest dich auf seltsame Wörter, die (wie z. B. die baierischen enk statt euch, einkenten statt einheitzen, oder die schwäbischen Häs statt Kleid, Föhle statt Tochter) dem Hochdeutschen als ganz fremd und widerlich klingend zum Greuel seyn müssen. Du findest besonders jene oberdeutschen Formen, welche den schriftdeutschen gerade zuwider laufen, wie z. B. gerochen statt gerächt, gewunschen statt ge-

wünscht, gegoren statt gegärt, geforchten statt gefürchtet, gebrunnen statt gebrannt u. dgl. um so mehr als verdammlich an, da ohnehin oberdeutsche Schriftsteller so leicht verführt werden können, sie unversehens zu gebrauchen. Du schließest hieraus, daß man eher dafür sorgen sollte, sie in Vergessenheit zu bringen, und wie ein Unkraut absterben zu lassen, als sie wieder ins Leben und zu Ehren zu bringen.

Was nun erst die provinziellen Wörter anbelangt, die (wie die obengenannten) dem Hochdeutschen zum Greuel seyn sollen, so mußt du es mir einsweilen schon auf mein Wort glauben, daß diese, so wie die meisten übrigen, deren sich das gemeine Volk ausschließlich bedient, echt altdeutsche Wörter sind, die nur mit der Zeit aus der Schriftsprache verbannt, und allmählig vergessen worden sind. So z. B. ist das baierische enk und enker ein alter, uns Hochdeutschen unbekannter Dualis; kenten lebt noch in einer andern verwandten Sprache, in der englischen, fort; (to kindle); Häs, ist ein gutes, altdeutsches Wort, verwandt mit Hose; Föhle endlich ist nur eine andere Aussprache von Fohlen oder Füllen, das in seiner primitiven Bedeutung ein Junges überhaupt bedeutete, und welches dem Hochdeutschen, von einer Tochter verstanden, so wenig auffallen darf, als dem gemeinen Oberdeutschen die Redensart eines Hochdeutschen: Ich habe drey Jungen i. e. Söhne . . . Uebrigens will ich den Hochdeutschen gar nicht zumuthen, daß sie gegen diese Wörter die ihrigen, die eben so rich-

tig und vollgültig seyn mögen, austauschen sollen: aber billiger Weise fordere ich dann auch von den Hochdeutschen, daß sie solchen Ausdrücken, welche schon die Ehre eines hohen Alterthums für sich haben, ihre Achtung nicht versagen, und dem gemeinen Manne sein Erbe unverkümmert lassen sollen.

Dasselbe gilt ungefähr von den getadelten Wortformen. Auch sie haben die Ehre des Alterthums für sich, und wurden ursprünglich vielleicht nach analogern Gesetzen gebildet, als die schriftdeutschen, die späterhin an ihre Stelle getreten sind. Zudem spricht für sie der Vorzug des Wohllautes. Wir müssen nähmlich vielmehr bedauern, daß in unserer Sprache, wo ohnehin die klanglosen e und ä so vorherrschend sind, nicht mehr dergleichen unregelmäßige Verba mit dem vollen a, o und u vorhanden sind, statt daß wir darauf hinarbeiten, noch mehr solche alte Formen daraus zu verbannen. Eigentlich fehlerhafte Formen, wie z. B. gelitten, statt geläutet, haben sich nur aus Mangel an Aufmerksamkeit, nicht aus Bedürfniß und mit Bewußtseyn eingeschlichen, und dürfen als solche natürlicher Weise nicht geduldet werden. Die übrigen aber haben alles für sich, außer dem Gebrauche der Schriftdeutschen. So kann man z. B. gerade das Particip gebrunnen nicht nur rechtfertigen, sondern es verdient auch ins Schriftdeutsche aufgenommen zu werden. Der Oberdeutsche hat nähmlich sehr wohl zwey Formen für diesen Begriff: ein Activum brennen, und ein Neutrum brinnen. Z. B. Man brennt Holz, Wasen

(Torf) „und das feuchte Holz brinnt nicht gut.“ So auch „die Mordbrenner haben das Haus abgebrannt“, und „das Haus ist ganz abgebrunnen.“ Für das Alter der unregelmäßigen Form spricht dann auch das, von dem Particip des Neutri abstammende hochdeutsche Brunst.

Kurz, damit ich dir mein Bekenntniß in Ansehung der Mundarten, besonders der oberdeutschen, mit Einem Mahle offen darlege, so sage ich nur Folgendes: Es ist bis zur Verwunderung auffallend, wie sich die alten Wörter und Formen seit Jahrhunderten im Munde des gemeinen Mannes, bloß durch das Mittel der mündlichen Tradition von Vater auf Sohn getreu erhalten haben. Wenn du eine Schrift, z. B. aus dem dreyzehnten Jahrhundert liesest, so glaubst du, falls du die alten Schriftformen den Mundformen des gemeinen Mannes anzubequemen verstehest: du hörest einen Redner oder Dichter aus dem Volke deiner Zeit. Und umgekehrt, wenn du mit der Sprache des gemeinen Mannes recht vertraut bist, so liesest du jene Denkmahle, die dem Hochdeutschen so unverständlich vorkommen, wie holländisch, leicht und sicher, daß du beynahe keines Commentars bedarfst... Und glaube ja nicht, daß diese Wörter und Formen welche den Hochdeutschen so fremd und widerlich klingen, durch Zufall und ohne Regel gebildet worden seyen. Jeder Dialekt, besonders der oberdeutsche, hat seine Grammatik, und jede Form, die uns als eine Unform erscheinen dürfte, fügt sich unter eine Regel, die auf der Natur der Sprache überhaupt

gegründet ist. Wenn du einst z. B. Schmellers Grammatik der baierischen Mundarten durchzulesen Lust und Muße haben wirst, so wirst du gleich sehr erstaunen über die regelmäßige Organisation dieses so wenig gekannten und so oft verspotteten Dialekts, als über den Scharfsinn und Fleiß des Verfassers, der in dem, was andern nur als ein wunderliches Chaos erscheinen möchte, System, in allem und jedem, zu finden und darzustellen vermochte. Du wirst dann die Mundart unsers Volkes als ein, aus dessen Geist und Gemüth entstandenes herrliches Gebilde bewundern, und das Prädicat „kauderwälsch", womit du die Sprache des gemeinen Mannes bezeichnest, lieber auf deine werthgeschätzte hochdeutsche Sprache anzuwenden versucht werden, die in der That ein Gemengsel von nieder- und oberdeutschen Formen, verquickt mit sächsischen, und verunstaltet mit ausländischen aller Art ist.

* * *

Lärme nur nicht so sehr über die Behauptung die ich am Schluße meines letzten Briefes gemacht habe. Ich will ja gern zugeben, daß ich in der Hitze des Streites zu weit gegangen, und — Gleiches mit Gleichem vergolten habe. Die hochdeutsche Sprache in Ehren, und die herrlichen Männer, die darin geschrieben haben! Aber den Reichthum und die Bildungsfähigkeit, die du an ihr rühmst, hat sie ja eben schon von den Mundarten, besonders der oberdeutschen ererbt, daher sie (was ich allein tadeln wollte) gar sehr unrecht thut, wenn sie nun, die reich-

ausgestattete, wie ein undankbares Kind, auf ihre Aeltern herabsieht, und sie verunglimpft. Und was die Schriftsteller anbelangt, so waren die Matadoren unter ihnen, die du mir aufzählst, zwar tüchtige Redner und Dichter, aber oft nur sehr seichte Grammatiker, so daß sie die unrichtigen oder unedlen Formen, statt sie zu vermeiden oder zu veredeln, wie sie sie empfangen haben, gebrauchten und fortpflanzten.

Doch lassen wir die Ehrenmänner aus dem Spiele, und halten wir uns an die Sache. Um meinen Beweis zu führen, daß die oberdeutsche Mundart manche richtigere Form habe, als die hochdeutsche, ja daß die letztere manche fehlerhafte habe, die bey der erstern in der wahren Gestalt gefunden werden; will ich nur einige Wörter anführen. Der Hochdeutsche spricht und schreibt z. B. Leumund. Die Form des Wortes ist so sonderbar, daß, wer nicht in der Etymologie erfahren ist, anstehen möchte, ob er in der Trennung das m zur ersten oder zur zweyten Sylbe zu ziehen habe. Wir wissen, daß die erste Sylbe leum ist, und als Grundsylbe auch in verleumden vorkommt. Aber nun das und? Wir haben, meines Wissens, keinen einzigen analogen Fall, der für diese Sylbe spräche; sie steht als vereinzelnt und verkrüppelt da. Nun die oberdeutsche Form: Leumuth (Leumut) Da springt uns sogleich die Ableitungssylbe uth in die Augen, und wir finden sie z. B. in Armuth wieder. Hätten die Hochdeutschen statt Leumund lieber Leumde gewählt (eine Sylbe, die noch in Freude, Zierde, Sünde u. a. m. fort-

lebt), so würden sie um so besser gethan haben, da sodann die ganze Grundform ihres verleumden schon vorhanden gewesen wäre. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem hochdeutschen Leinwand, welches im Oberdeutschen richtiger Leinwat (Wat Kleid) lautet, obwohl freylich jenes erstere ein mitlebendes in Gewand hat.

Augenbraunen — Dem Unkundigen dürfte es seltsam scheinen, von blonden oder schwarzen Augen = braunen zu hören. Möge es aber auch nicht fehlerhaft seyn, (wie sich denn der Halbvocal n gern in solchen Fällen einnistet) warum schreibt der Hochdeutsche nicht lieber (wie es z. B. auch Göthe thut) Augenbrauen, welche Form noch im holländischen Brawe und englischen Browe fortlebt? Doch die oberdeutsche Form „Augenbramen" empfiehlt sich noch mehr. Denn Brame, Rand, Streif, lebt im Deutschen noch zum Theil fort; auch ist es zugleich das Stammwort von dem hochdeutschen Gebräme, und dem Verbum verbrämen. Sodann würde ich dem Hochdeutschen zugleich rathen, unser einfaches Verbum bramen aufzunehmen, und etwa mit unserm gemeinen Manne sehr richtig zu sagen: das Wetter bramt sich an, d. h. es sammelt sich am Rande des Horizonts u. dgl.

Demuth — Ich fordere alle Hochdeutsche auf, welche strenge Adelungianer sind, die Abstammung dieses Wortes nachzuweisen; sie vermögens nicht, schon darum, weil sie den oberdeutschen Diphtong ie entweder gar nicht kennen, oder ihn ledig=

lich läugnen. Aber der Oberdeutsche kann nicht nur die richtige Form dieses Wortes nachweisen, sondern er besitzt sie sogar noch, im gemeinen Leben wenigstens. Es lautet Dienmuth, d. h. „Muth zu dienen", wie diese Tugend freyen, kräftigen Menschen ansteht — nicht eine ultramontane humilitas, die an Kriecherey erinnert . . . Ich kann mir übrigens erklären, wie dieses schöne ausdrucksvolle Wort im Hochdeutschen allmählig verhunzt worden ist. Erstens tönt in der Aussprache, besonders des gemeinen Mannes, das n vor m nur als ein schwacher Naselaut mit, wie z. B. auch in den ähnlichen Unmuth, Unmuß (Arbeit). Zweytens lautet in einer kräftigen (wie Adelung sagt, „groben") Mundart vom Diphtong ie das e ungleich stärker als das i (wie in den alten dia und diu statt die), so daß also einem minder feinen Ohre von der Sylbe Dien nur ein, zwischen a und u schwebendes dumpfes e hörbar bleibt . . . Uebrigens lieset man z. B. in den ältern Ausgaben von Taulers Werken wirklich noch Diemuth und Diemüthigkeit.

Ich könnte dir noch hundert Beyspiele dieser Art anführen, woraus klar würde, daß die hochdeutsche Sprache gegen die oberdeutsche Mundart oft im Nachtheile stehe. Daraus will ich aber keineswegs den übereilten Schluß ziehen, daß man der provinziellen einen Vorzug vor der allgemeinen geben soll, sondern ich möchte nur das Vorurtheil niederschlagen, als sey alles das, was man gewöhnlich hochdeutsch nennt, richtig und gut, und alles, was sich als pro-

vinziell ankündet, fehlerhaft und schlecht. Ich möchte zeigen, daß die Hochdeutschen noch gar viele Wörter und Formen um provinzielle umtauschen, durch provinzielle verbessern, mit provinziellen bereichern sollen. . . Doch ich muß erst abwarten, ob du überhaupt Raison annimmst, ehe ich mit dir über diesen Punct weiter raisonniren kann.

Grüße mir deine Frau, und sage ihr, sie solle, als eine echt Oberdeutsche, auch in Zukunft noch sagen: sie lüpfe ihren Schleyer, und sönnere ihre Betten (oder Better), nicht aber, mit den Hochdeutschen, sie lüfte jenen, und sömmere diese.

Lieber! laß uns wenigstens nicht Undeutsche werden, um Hochdeutsche zu seyn!

* * *

— — Es befremdet dich, daß ich letzthin im Vorbeygehen einen so argen „Seitenhieb" auf Adelung und die Adelungianer gethan habe, auf ihn, der doch als Koriphäos aller Grammatiker angesehen wird; und du meinest, daß überhaupt in solchen streitigen Fällen, wie in den angezeigten, dem Ansehen dieses, an tiefer und breiter Sprachgelehrsamkeit noch unübertroffenen Mannes mehr zu trauen sey, als den flüchtigen Einfällen eines Sprachdilettanten, wie du einen zu kennen die Ehre habest.

Was du zum Lobe Adelungs vorbringst, unterschreibe ich gern, und wohl mit mehr Ueberzeugung, als du, Profaner, es vermögen dürftest. Was aber den andern Punct betrifft, so halte ich es in Ansehung aller Autoritäten (die legitimen aus-

genommen) mit jenem Philosophen, dessen Sprüchlein dir bekannt ist: Amicus mihi Plato, magis amica veritas. So kann z. B. ein oberdeutscher Sprachdilettant seine Mundart besser kennen, als ein sächsischer Sprachgelehrter; und in Fällen, wo beyde in ihren Meinungen über diese Mundart sich unterscheiden, dürfte man jenem wenigstens eben so viel vertrauen, als diesem.

Weil du mich nun einmahl aufforderst, so will ich, ohne mich durch ein Ansehen blenden zu lassen, frey von der Brust sprechen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß Adelung die oberdeutsche Mundart, welche doch die wahre Mutter der hochdeutschen Sprache gewesen (die niederdeutsche war nur nebenbey ihre Amme) sehr vernachlässiget, ja sich feindselig gegen sie benommen hat, weßhalb er denn auch schon zu seinen Lebzeiten so manchen Strauß mit geachteten Schriftstellern, die diese Unart nicht leiden mochten, zu bestehen hatte. Die Ursache dieser Partheylichkeit (weniger der Grund) läßt sich freylich leicht finden, ohne eben auf eigensinnigen Provinzialgeist zu schmälen. Es ist die Unkenntniß der oberdeutschen Mundart in ihrer lebendigen Gestalt und ihrem eigenthümlichen Geiste — Unkenntniß gerade von Seiten des Mannes, der weniger in Fortbildung, als in Festsetzung hochdeutscher Sprachformen, den Gebrauch seiner Zeit und seiner Provinz über den Werth anschlug, und danach, wie nach einem Sprachmünzfuße, alle übrigen, in

Deutschland sonst gång und gebe gewesenen Sorten außer Cours zu setzen sich bemüht hat.

Von dieser einseitigen Ueberschätzung des Eigenen, und vornehmen Abweisung des Fremden gab Adelung auf jeder Seite seines Wörterbuchs einen Beweis. Ich erinnere hier sogleich nur an die Mißhandlung der unschuldigen Sylbe „lein.“ Während er das (offenbar) niederdeutsche „chen“ ohne Bedenken als hochdeutsch erklärt, verdächtigt er das liebe „lein,“ so oft er davon Meldung thut, mit dem fatalen Beysatze „Oberdeutsch.“ Auch meint er, daß es sich nur „für die feyerliche und höhere Schreibart schicke, wo denn ohnehin (wie er naiv hinzusetzt) die Verkleinerung überhaupt selten ist.“ Auf diese Art hofft er nun, dieser Sylbe den offenen Scheidebrief zu geben aus dem Gebiethe der hochdeutschen Sprache.

Aber, frage ich erstens, worauf gründet denn die Sylbe „chen“ ihren Anspruch auf vorzugsweise Adoption? Factisch spricht alles gegen sie. Erstlich ist sie der Form nach ganz undeutsch; denn man kennt im ganzen Vorrathe der hochdeutschen Sprache keine Sylbe, die mit ch beginnt, geschweigens ein Wort (ein Paar alte Formen ausgenommen, z. B. Char und Chur). Zweytens erscheint diese Sylbe viel später in der Schriftsprache; lein (lin) hatte schon långst sein verjährtes Bürgerrecht, ehe sich chen (oder vielmehr ken) eingedrungen und ohne Noth Sitz und Stimme genommen hat. Drittens weiß man auch nicht die etymologische Verwandtschaft die-

ses Bankerts nachzuweisen, während lein (selbst Adelung gestehts) mit den lateinischen lus und culus Eines Stammes ist, ja sogar in dem Wörtlein klein eine fruchtbare Descendenz hat. Viertens ist es in hundert und tausend Fällen gar nicht anwendbar, des Wohllautes wegen, man müßte denn befahren, daß die Sylbe sammt dem Worte im Gaumen stecken bleibe, z. B. Bänkchen, Strickchen, und in allen den Wörtern, die mit ch, cht, ck und sch enden; wogegen sich das, an sich schon sanft und weich lautende lein zu jedem Worte füget, und selbst dem rauhesten, härtesten ein freundliches Ansehen gibt.

Auf der andern Seite, spricht nicht alles für die Sylbe lein? Deutscher Ursprung, hohes Alter, fruchtbare Abstammung, reiner Wohllaut, durchaus gefällige Form? War sie nicht schon in dem Vorfrühlinge der deutschen Literatur, im Zeitalter der Minnesänger, recht traulich einheimisch? Fühlen wir uns (ich nehme die starren und steifen Grammatiker aus) nicht noch jetzt bey dem bloßen Laute der fein und rein klingenden Sylbe seltsam bewegt, gleichsam wie bey einem Gruße aus der Ferne? Hat sie nicht einer der größten Deutschen, in einem der ruhmwürdigsten Sprachmonumente gebraucht und für immer geadelt, Luther in seiner Bibelübersetzung? Er wahrlich fand es nicht unziemend, wie Adelung, daß Gott Vater und Gott Sohn oberdeutsch sprechen: „Er schuf sie ein Männlein und ein Weiblein" — „Laßt die Kindlein zu mir kommen" u s. f.

Man setze einmahl dafür Männchen und Weibchen, Kindchen oder gar Kinderchen — wer ertrüge das?

Ich würde kein Ende finden, wenn ich solche Mißhandlungen einzelner Formen aufzählen, und damit die Gerechtigkeit jener Klage darthun wollte. Nur Ein Exempel will ich hier noch statuiren, das, weil es eine Elementarform betrifft, auf die ganze Sprache großen Einfluß übt, und darum den Streitpunct mit Einem Mahle in das helleste Licht setzet. Es betrifft den (oberdeutschen) Diphtong ie.

Wenn einmahl dieser Artikel in einem „grammatisch kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Sprache" von einem Oberdeutschen wird abgefaßt werden, so dürfte er etwa so lauten: (ich parodire aber den Artikel, wie er in Adelungs Wörterbuche steht, Stelle für Stelle):

„Das ie ist nicht, wie viele glauben, ein verlängertes i, sondern wie ei, eu rc. ein echter Diphtong. So hört man es noch durchaus in Oberdeutschland, nicht bloß im Munde „grober" gemeiner Leute, sondern auch Gebildeter, welche sich sonst der feinen, hochdeutschen Sprache sehr befleissigen."

„Den Adelungianern, welchen die spitzen eee und iii geläufiger sind, als die kräftigen Diphtongen der Oberdeutschen, kommt freylich das ie, als Doppellant, sonderbar vor; ja sie vermögen's kaum auszusprechen, sintemalen es ein Unterschied ist, ob man Di-eb (wie sie meinen), oder Dieb sagt, gleichwie la-ufen anders lautet, als laufen."

„Wahr ist es, daß die gemeine Mundart auch Muetter, mier, dier, Liecht ꝛc. hören läßt; aber daraus folgt noch nicht, daß der Diphtong ie nur gemein provinziell sey; vielmehr das Umgekehrte d. h. wo die Hochdeutschen unter den Oberdeutschen das ie in die Schriftsprache aufgenommen haben, da hielten sie es auch für recht in der Mundsprache.“

„Auch kommt in der Schriftsprache das ie weit früher vor, als man daran dachte, die Dehnung irgend eines Vocals anzudeuten; ein Beweis, daß die Männer damit was anders wollten. Schon Kero hat einige Male die, ob man gleich bey ihm auch dia findet, wie man es beyläufig noch heut zu Tage in süddeutschen gemeinen Sprecharten hört.“

„Als man anfing, das gedehnte i in der Schriftsprache zu bezeichnen, gebrauchte man dafür durchaus das y, oder vielmehr ij, welches späterhin ein homonymes Zeichen mit y wurde. Die Schriften aus dem 15ten und 16ten Jahrhunderte wimmeln von diesen y.“

„Freylich gibt es viele hochdeutsche Wörter, wo das ie in der Schrift vorkommt, und doch in der Aussprache als Diphtong wegfällt. Das sind aber eben solche Wörter, in welche die Niederdeutschen seit Gottsched das ie als Dehnungszeichen aus Mißverständniß eingepfuscht haben, z. B. Schmied, Miene, Bieber, Paradies u. a. m.; denn in Oberdeutschland schrieb und spricht noch jedermann Mine, Schmid, Paradis ꝛc. Dagegen haben sie, aus demselben Mißverständniß, das ie in vielen

Wörtern verkürzt; wo es im Oberdeutschen als ein echter Diphtong gehört wird: z. B. ging, hing, fing u. s. w.“

Daß Adelung (um wieder auf das Thema zu kommen) die Unformen, die sich in diesem Dialekte, wie in jedem andern, in Beziehung auf die Schriftsprache, vorfinden, nicht duldete, darin hatte er Recht; nur hätte er Maß und Ziel halten, und nicht alles, was ihm, dem Sachsen, ungewöhnlich war, sogleich als Eigenheiten einer „groben“ Mundart mißhandeln und verwerfen sollen. Und sodann wäre es auch seine Pflicht gewesen, mit gleicher Strenge gegen die Unformen seiner eigenen Provinz zu verfahren, und nicht Sprachformen und Wörter zu dulden, die dem Genius der deutschen Schriftsprache nicht nur ganz fremd, sondern sogar zuwider sind. Ich nenne hier nur Beyspiels halber die Substantive mit der barbarischen Provinzialform ks und ps. Ich weiß nicht, ob er sie alle in seinem Wörterbuche aufführt, aber, wo er sie angibt, bezeichnet er sie höchstens, wie liebe, ungezogene „Kinderchen,“ nur mit dem Beysatze: in der vertraulichen Schreibart. Nun höre man aber einmahl (ich schreibe aus dem Gedächtnisse nieder) diese abscheulichen Laute: Kicks, Knicks, Knirps, Pipps, Tipps, Klapps, Klecks, Schnapps, Schnipps, Hopps, Mopps, Mucks, Schöpps . . . Und eine Provinz, welche dieses Unkraut heckt, sollte ganz Deutschland mit edlen Stämmlingen versehen? —

* * *

Man kann Jemanden die strengen Ausbrüche eines feindlichen Affectes wohl verzeihen, wenn man die standhafte Treue seiner freundschaftlichen Leidenschaft kennt. Das wissen wir als Ehemänner sehr wohl, und hanc veniam petimus dabimusque vicissim. Und so mögest du denn meine letzten Herzensergiessungen gegen Adelung nur als einzelne Ausstellungen an des Mannes Denkweise, nicht aber als Anfeindungen des Mannes selbst nehmen. Die Verdienste eines so achtungswerthen Gelehrten, der sein ganzes Leben einem Fache, und zwar mit allem Aufwande von Fleiß und Scharfsinn gewidmet, und ein, in seiner Art so einziges Werk hergestellt hat, daß keine andere Nation ein ähnliches aufzuweisen vermag: diese Verdienste können von niemanden geläugnet oder angetastet werden, am wenigsten von mir, der ich beynahe alles, was ich von deutscher Sprache gründliches erlernt, ihm zu verdanken habe.

Um es geradehin zu sagen: jene Ausfälle gelten hauptsächtlich die Adelungianer als eine abgenöthigte Abwehr ihrer dummen Einfälle. Adelung, zu dessen Fahne sie blindlings schwören, wußte gar wohl, was er wollte. Er hatte nicht nur Gründe, (obgleich unzureichende) für seine einzelne Behauptungen, sondern auch (was noch mehr) Grund für sein allgemeines Verfahren. Dieses enge Begrenzen und strenge Festsetzen der Sprachformen und eines gebieterischen Gebrauches war vielleicht sogar nöthig und heilsam zu einer Zeit, wo die verjüngte und erkräftigte, wiedererstandene Literatur alle Fes=

seln von sich abzuwerfen drohte, und besonders auch in der Grammatik willkührlichen und ausschweifenden Hypothesen sich hinzugeben für besser fand. Wer getraute sichs auch zu bestimmen, ob nicht, und wie weit die niederdeutsche Mundart, unter den Auspicien der ausgezeichnetsten Schriftsteller, die Herrschaft über die oberdeutsche gewonnen hätte, ohne jenes beharrliche Anstreben Adelungs? Und es steht noch zu entscheiden übrig, ob wir Oberdeutschen ihm nicht Dank wissen müssen, daß er, der tapfere Kämpe, von seinem Meißner Vorwerke aus, gegen den Andrang aus den norddeutschen Marken standhaft sich behauptet hat, — mag er auch indessen den Oberdeutschen den Rücken zugekehrt, und sich wenig um sie bekümmert haben.

Aber nun die Adelungianer! Verschanzt durch das Bollwerk seiner Autorität, machen sie von da aus, wie Wegelagerer, mitten im Friedenszustande Ausfälle auf alle, die emsigen Verkehr treiben; und necken doch wenigstens, wenn sie auch nicht schrecken. Sollen wir dieß muthwillige Recensentenspiel noch fortan dulden? Sollen wir es dulden, daß diese Leute, die, blindlings seinem Ansehen sich unterwerfend, seine Fehler fortpflanzen, ohne sein Gutes zu fassen und fortzubilden; die, wie alle blinde Zeloten, jegliches von sich abweisen, was nicht dem Buchstab gemäß ist, und den Geist der Sprache, statt in ihn einzudringen, lästernd verketzern; besonders jene Kleinmeister, welche außer ihrem Adelung nichts kennen, ihn selbst oft nur aus dürftigen Sprachlehren

und Taschen-Wörterbüchern, die nicht sowohl Auszüge als Niederschläge von Adelung sind; und welche doch sich anmaßen, einem oberdeutschen Schriftsteller, wenn sie ihn auf einem, übrigens richtigen Provinzialismus ertappen, mit dem Präceptorsstabe, gleich einem Schüler, auf die Finger zu klopfen.

Wie gesagt: Adelung in Ehren gehalten! Allein du weißt wohl, man kann, leider, gegen eine Secte nicht ankämpfen, ohne auch ihr Haupt, so achtungswerth es sonst auch seyn mag, in das polemische Verhältniß mit hinein zu ziehen. Es geht allen Rädelsführern so, von Spartakus, dem edelsten und tapfersten Sclaven, bis auf den letzten deutschen Ritter, Götz von Berlichingen, welcher Räuber und Mordbrenner kommandirte . . . Eine solche Züchtigung kann geschehen, unbeschadet der Ehrfurcht gegen den Mann. Das beweisen die Russen. Wenn ein Pope sich in einem Worte oder sonst arg verfehlt, so bekommt er, so gut wie ein anderer, die Knute. Ist aber die Handlung vorbey, so beugt sich der Exekutor demüthiglich vor dem hochwürdigen Mann, um die Benediction zu empfangen.

* * *

Du nennest jene Ausstellungen, die ich gegen Adelung machte, unerhebliche Kleinigkeiten, bloße Schulfuchsereyen, woraus der Sprache und ihrer Wissenschaft weder ein Vortheil noch Nachtheil zufließen könne. Ja, meinest du, wenn doch ein Streit über die genannten Formen unter den Ober- und Niederdeutschen entstehen dürfte, so möchtest du in bey-

den Fällen lieber der Sprach- und Schreibweise der letztern beypflichten. Das Diminutiv lein, sagst du, komme dir beynahe kindisch, altklug vor; es habe zu viel Lautumfaug für eine Verkleinerungsform. Und der Diphtong ie klinge deinen Ohren so widrig, wie das gespreitzte ai, welches die Oberdeutschen, sogar die Gebildeten, statt des ei und wohl auch des eu ohne Unterschied gebrauchen u. s. w.

Was erstens die genannten und ähnliche Formen anbelangt, so sind sie in Sprachforschung und Sprachbildung von der höchsten Bedeutung (weniger jedoch die Vocale als die Consonanten). Sie sind die Keime, aus denen der Stamm eines Wortes und seiner mannigfaltigen Aeste und Zweige erwächst. Ein einziger verkehrter Laut in der Stammsylbe kann ein ganzes Geschlecht von Wörtern wesentlich verändern und verhunzen, und, wenn man den Einfluß der Analogie mit in Rechnung bringt, eine Reihe verwandter Stämme. Das sind mithin keine Kleinigkeiten, keine Schulfuchsereyen. Eine Schulfuchserey wäre es, wenn ich Adelung eine sonderbare Schreibweise eines einzelnen Wortes als Fehler anrechnen würde, z. B. des Wortes jäh. Ich könnte etwa Folgendes dagegen sagen: Der Oberdeutsche schreibt richtiger gäh, und spricht wohl auch im gemeinen Leben richtiger gach, als Adelung und seine Sachsen jäh. Gah, so wie die Verba gahen, gachen, eilen, sind erstens altdeutsche Formen; zweytens spricht auch der Niederdeutsche gau oder gei; drittens haben die verwandten Wörter franz. gay.

italiänisch gaio, denselben starken Gaumenlaut; viertens hat die Aussprache jäh gar nichts für sich, als eben die Willkühr Adelungs und die Mundart seiner Landsleute.

Was du gegen die Verkleinerungsform lein vorbringst, ist ohne Bedeutung. *) Es befremdet dich und Leute von deiner Mundart nur wegen der Ungewohnheit; und was seinen, von dir gerügten Volllaut anbelangt, so hat ihn diese Sylbe auch mit andern ableitenden gemein, z. B. heit, keit, schaft, u. a. In unserer Sprache entscheidet ja über die Quantität der Sylben ohnehin nicht die Zahl der Laute, als vielmehr das Gewicht, nicht die Extension, sondern die Intension der Sylben und ihr Accent. Wenn du z. B. Ewigkeit aussprichst, so legst du den Ton auf die erste Sylbe, und lässest die beyden andern, ungeachtet ihres gleichen, oder gar noch größern Lautumfanges, nur mittönen, so daß also durch den Accent jeder Sylbe der Rang ihrer Bedeutung angewiesen wird . . . Im Uebrigen würde ich statt des lein beynahe lieber noch das, in gemeinen Mundarten verkürzte el, wenigstens für die vertrauliche Schreibart, vorschlagen; wie es denn bereits viele, selbst norddeutsche Schriftsteller mitunter gebrauchen, und wie es auch

*) Besonders niedlich nehmen sich diese lein in jenen Sprichwörtern aus, wo sie zwischen derben, kräftigen Formen, Paarweise uns begegnen, wie Kinder, die mit verschlungenen Armen durch das große, grobe Volk spielend durchdringen; z. B. Viele Körnlein machen ein Häuflein.

schon in mehrern sogenannten (Adelung'schen) hochdeutschen Wörtern einheimisch ist; wovon ich nur einige aus dem Buchstab B nenne: Büchel, Bänkel, (in Bänkelsänger) Büschel, Brätzel (oberd. Brätze) Blechel u. a. m. — Oder sollten die Hochdeutschen dafür lieber Büchelchen, Dingelchen, Gängelchen, Löchelchen, Stängelchen, Sprüchelchen, Strichelchen, 2c. schreiben und sprechen? Also Diminutiva von Diminutiven? Und vollends die Plurale: kleine Lichterchen, artige Bücherchen, liebe Kinderchen, närrische Dingerchen, (ja wohl!) possierliche Männerchen — wie du sie bey Adelung nachlesen kannst... Jenes el verdient auch darum eine vorzügliche Empfehlung, weil es das gemeinsame Grundzeichen des Diminutivs in den oberdeutschen Mundarten ist. In der vollständigen Form (wenn man nach den Eigennahmen urtheilt,) als lein (ehemahls lin) erscheint es nur in dem mittlern Theile Süd-Deutschlands, z. B. im nördlichen Franken. In den westlich und östlich vom Leche gelegenen Landen hört man bloß l, doch mit dem Unterschiede, daß dort das stumme e vor-, hier nachtritt, (in den Gebirgsgegenden lautet es mit demselben Unterschiede beynahe wie ein stummes a). In der Schweiz und in dem Lande unsers allemannischen Dichters (Hebel) vernimmt man bekanntlich statt dessen ein nachtretendes, stummes i. —

Daß du dem Diphtong ie so unhold bist, erkläre ich ganz einfach aus deinem schriftgelehrten Un-

terrichte, und dem daraus entstehenden Uebelstande — daß du ihn nicht einmahl recht auszusprechen vermagst. Höre ihn aber nur so recht aufmerksam aus dem Munde eines schönen Mägdleins (ne sit tibi ancillae amor pudori!) z. B. im trauten Gruße: „mein Lieber!" und du wirst mit ihm für immer ausgesöhnt werden. Siehst du aber, mit Ekel, die Mundverzehrung eines alten Weibes dabey, so laß dich wenigstens durch die Sprechweise nicht gegen die Sprachweise aufbringen ... Dasselbe gilt ungefähr von dem, was du gegen den Diphtong ai vorbringst. Wenn die Altbaiern, selbst gebildete, diesen Diphtong überall hören lassen, sogar statt ei und eu, so haben sie gewiß Unrecht; und der Uebelstand ist nur um so ärger, wenn sie sich übrigens des reinen, schriftdeutschen Ausdruckes zu befleißigen suchen. Aber eben so Unrecht hatte Adelung, daß er diesen echt oberdeutschen Diphtong aus der hochdeutschen Sprache ganz verbannen wollte, sogar aus jenen Wörtern, die offenbar oberdeutschen Ursprungs und Gebrauchs sind, z. B. Schwaige, Mayer u. a. Und welchen Grund bringt er dafür vor? „Weil man diesen Doppellaut nur in groben Mundarten hört!" Freylich ihm, dem „feinen" Sachsen mochte er etwas breitmaulig erscheinen; dem Baier aber, der ihn von Jugend auf anständig aussprechen gelernt hat, kommt er sehr leicht vor, und er steht ihm gar wohl an. In seinem Munde hat er etwas Lachendes an sich, während dagegen z. B. eu, besonders im Munde des „feinen" Hochdeutschen, eine wahre

Eulenphysiognomie annimmt. — Ich tadle, wie gesagt, die Unart jener Oberdeutschen, welche die gemeindialektische Pronunciation der Diphtongen ei und eu (wie ai) auf schriftdeutsche Wörter übertragen; so wie eine ähnliche, wenn sie, dem hochdeutschen Gebrauche schnurstracks entgegen, die Halbvocale l, m, n, r, wo sie die Schriftsprache einfach bezeichnet, meistens verdoppeln, und dagegen, wo diese in solchen Fällen den voranstehenden Vocal dehnt, ihn schärfen, z. B. nemmen statt nehmen, und genohmen statt genommen. Allein darum darf man dem Dialekte, als solchen, noch keinen Vorwurf machen, wenn er nur übrigens hierin, wie anderswo regelgemäß und folgerecht verfährt. Und dieses ist besonders in Ansehung des ai wirklich der Fall. Der Baier kennt nur einen Diphtong dieser Art in der Aussprache, nähmlich ai (der Schwabe dagegen neigt sich mehr zu eu, und der Schweizer zu ei hin). Aber merkwürdig ist es, daß er (ich rede vom gemeinen Mann) in allen Fällen, wo selbst die oberdeutsche Schriftsprache ein ai setzt, dafür den sonderbaren, altfränkischen (?) Diphtong oa (oi) hören läßt. Er spricht z. B. „bey Laib nit" statt bey Leibe nicht, dagegen „Loab Brod" statt Laib Brod. So auch Schwoag (Schwaige), Moar, (Maier), Troad, (Getraide), Loach, (Laich) u. s. f. Eben so ließe sichs nachweisen, daß der Dialekt in jenen Fällen, wo er in der Dehnung und Schärfung der Halbvocale vom Hochdeutschen abweicht, doch einer bestimmten Regel

folge. Doch die Untersuchung hierüber würde mich zu weit führen.

* * *

Ich kann mich lediglich mit dir in keine Untersuchung über den oberdeutschen Dialekt einlassen, so lange du ihn nicht, wenigstens historisch, aus lebendiger Anschauung hast kennen lernen. Um ihn aber aus dem Munde des gemeinen Mannes selbst zu erlernen, dazu bedarf es eines Eifers und einer Ausdauer, wie man sie nur von sehr wenigen Sprachliebhabern erwarten darf; es heißt, eine Wildniß durchwühlen, um (nach deinem Dialekte) zu botanisiren. Schriftliche Denkmahle aber, worin er uns rein und klar veroffenbaret würde, besitzen wir keine; abgesehen auch davon, daß unsere Schrift unzureichend und unpassend ist, dergleichen provincielle Formen ganz genau zu bezeichnen. Zudem ist dasjenige, was wir in der Art besitzen (z. B. Sturm's Lieder in baierischer, und Sailers „Schöpfung" u. a. in schwäbischer Mundart) von einer andern Seite betrachtet, so unvolksthümlich, daß wir daraus wohl (und dieß höchst dürftig) den Buchstab, aber nicht den Geist unsers Volkes zu erkennen vermögen; denn es offenbart sich darin nur die rauhe Außenseite der Sprech- und Denkart, höchstens noch eine gewisse Art satyrischer Laune, die den Süddeutschen allerdings besonders eigenthümlich ist, aber nicht dessen innere, biderbe Natur, seine Gemüthlichkeit und sein Dichtungsvermögen. Wir vermissen noch, leider, einen baierischen Hebel.

Um dir jedoch einen Vorgeschmack von der baierischen Red- und Dichtart zu geben, will ich dir ein Liedlein mittheilen, das, mit dem Geiste eines Hebels gedichtet, zugleich im dialektischen Buchstab abgefaßt ist. Es erschien in der Zeitschrift: Flora 1822. Nr. 181., bey der Gelegenheit der Vermählung unsrer Prinzessinn Amalie mit dem Prinzen Johann von Sachsen. . . Bey deiner Unerfahrenheit aber, selbst in den Elementen des baierischen Dialekts und der populären Poesie, finde ich es für nöthig, so recht den Schulmeister zu spielen, der einem ABC-Schützen in den grammatischen und ästhetischen Principien Unterricht ertheilt.

Vorerst muß ich dich auf die Sitte aufmerksam machen, daß und wie der gemeine Mann, besonders der Oberländer, von Natur aus Dichter, seine Anschauungen, Gefühle, Begehrungen gern in Liedlein einkleidet, und sie, wie sie ihm just einfallen, aus dem Stegreife, nach herkömmlichen Melodien absingt. Meistens sind sie epigrammatischer Natur, und, wie die Epigramme selbst, verschieden an Inhalt und Tendenz. Laune und Satyre herrschen jedoch darin vor. Oft enthalten sie, unter der Form eines willkührlichen Wortspiels, verdeckte Andeutungen, die nur dem auffallen, der die Verhältnisse genau kennt, aus denen sie hervorgegangen sind, und auf die sie zunächst angewandt werden. Sie sind unter dem allgemeinen Nahmen „Stückel" (Singstücklein), auch wohl, im Munde des Tadels, unter der Benennung „Schnatterhüpfel, Schelmen-

liedel" bekannt. Die bessern, und wegen allgemeiner Beziehungen brauchbarern Liedlein dieser Art haben sich, seit mehr als Menschengedenken, von Mund zu Mund fortgepflanzt, und sind gleichsam zu Stereotypen der Volkspoesie geworden. Auf diese Art ist denn mancher „Bub", manches „Maidl" eine lebendige Liedersammlung, aus deren Vorrath bey festlichen und andern Gelegenheiten, neben den neuen Impromptus, zur Beförderung der Lust und Freudigkeit reichlich geschöpft wird. *)

Was nun den äußern Rythmus dieser Liedlein betrifft, so richtet er sich ganz nach einfachen, das Gehör ansprechenden, meistens tanzbaren Melodien. In Ziska's Sammlung österreichischer Volkslieder, die größten Theils auch dem übrigen südlichen Deutschland angehören, kannst du, nebst den Texten, auch die mannigfaltigen Tonweisen nachsehen. Es sind, in der Regel, zwey musikalische Vierer, die, wie im Sinn, so auch im Reime sich paaren. Da sie nur als Gesangstücke gelten sollen, so haben sie nicht das geregelte Versmaß, wie die hochdeutschen Lieder, sondern, indem sie sich lediglich nur nach dem Takte richten, lassen sie, wie die Musik, durchlaufende Noten zu, mithin (um in der Schulsprache zu reden) außer dem Daktylus (dem Tanzmetrum) auch den Jambus und den dritten Päon. Im Munde

*) Man vergleiche, was Schmeller in seinem vortrefflichen Werke „die Mundarten Baierns" S. 433 fgl. hierüber sagt.

Anmerk. einer spätern Hand.

dessen, der den Dialekt rein spricht, fügt sich, ungeachtet solcher Variationen, die Rede leicht an die Melodie, so daß weder Hemmung noch Uebereilung zu befürchten ist.

Nachdem ich dir nun über diese Sangweisen im Allgemeinen das Nöthige gesagt, so kann ich zur Erklärung des vorliegenden Gedichtes übergehen.

Der Dichter, mit der Hof- und der Landsitte gleich wohl bekannt, metamorphosirt sich in die schlichte Natur eines Landmanns (etwa aus der Gegend von Tegernsee) um mit der feinen Art eines Hofmanns seine Gefühle bey dem, von uns allen hochgefeyerten Ereignisse darzulegen. Der Rhapsode tritt gleich anfangs handelnd auf, und spielt seine Rolle mit dramatischer Lebhaftigkeit bis zu Ende. Der Moment, woran er seine Rede knüpft, ist der Glockenklang und der Kanonendonner bey der Vermählungsfeyer; und, an die er die Rede richtet, die hinan wogende und durch einander jubelnde Menge. Er kann die Freude der Uebrigen nicht theilen; denn über den Augenblick des fröhlichen Taumels hinweggehoben, gedenkt er nur des Verlustes, des Abschiedes, der Trauer, die da kommen wird — —

Jez hör i' á Schieß'n,
Jez hör i' á G'láut —
Und wie größer der Jubel,
Wie g'ringer mein Freud.

Was habt's enk denn z'freuá? —
Bedenkts es do' Leut!

Was gilts, was gilts, bald wird
Enk z'rinná die Freud. —

Ae Lilgál, so á herzi's,
Ae Veihál, so á blau's,
Des laßt's enk da brockä
Aus'n Gart'n so raus!

Gehts, raists mit den Juchez'n,
Mit all der Lustbarkeit,
Seid's wol, mein Aid, gar z'guet,
Wißt's nicks vo' kain'n Neid? —

Jetzt hör' ich ein Schießen,
Jetzt hör' ich ein Geläut —
Doch je größer der Jubel,
Je geringer mein' Freud'.
Warum euch denn freuen? 1)
Bedenkt es doch, Leut'!
Was gilts, was gilts, bald wird
Euch schwinden die Freud'. —

Ein Lilj'chen, so 'n herzlich's,
Ein Veilchen, so ein blau's, 2)
Dieß laßt ihr euch pflücken 3)
Aus dem Garten so h'raus.
Laßt ab mit dem Jauchzen, 4)
Mit all der Lustbarkeit,
Ihr seyd, wahrlich, zu gut, 5)
Fühlt ihr gar nichts von Neid? —

Der Rhapsode weiß, was er spricht, und er darf sich's rühmen, daß er wahr spricht; denn ihm war

es vergönnt, in den „Himmel" hinein zu schauen, und an seiner „Herrlichkeit" sich zu ergötzen — —

Bin nit ai'mal heruht'n g'wes'n,
Wo d' Frauenthürn stehn,
Da hab i' mein Wunder
Von Herrligkeit g'sehn.

Ann Küni — wie Gold,
Und so freundli', wie d' Sunn',
Und sein Herz a lebendiger
Gnadenbrunn.

A Künigin — Kinder!
Nai', so künnt's nicks seh'n,
Wenn's 'n ganz'n Erdbod'n
Glei' aus wollt's geh'n.

Und, um Sunn' und Mon' 'rum,
D' Fräulen und Jungkherrn,
So liebli' und prächti',
Wie d' Morg'nstern.

Und no'mal! in der weit'n Welt,
So weit ainer möcht gehn,
Des All's sicht er nimmer
Bei 'nander so schön.

Ich war oftmahl da unten,[6])
Wo die Frauenthürm' stehn,
Da hab ich mein Wunder
Von Herrlichkeit g'sehn.

Ein König — wie Gold,[7])
Und so freundlich, wie die Sonn',

Und sein Herz ein lebendiger
Gnadenbronn.

Eine Königin — Kinder!
Nein, so könnt ihr nichts sehn,
Und wenn ihr auch wolltet
Die Erde ausgehn.

Und, um Sonne und Mond h'rum,
Die Fräulein und Jungherrn,
So lieblich und prächtig,
Wie der Morgenstern.

Und nochmahl! in der ganzen Welt,
So weit einer möcht gehn,
Dieß Alles sieht er nimmer
Bey einander so schön.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich in die Betrachtung der einzelnen Schönheiten dieses Gedichtes eingehen wollte, die sich ohnehin leichter fühlen, als nachweisen lassen. Als Beyspiel jedoch hier nur Eine Bemerkung über die anspruchlos scheinende, und doch sinnig gedachte Verszeile: „Ein König — wie Gold". . Der gemeine Mann nähmlich, der sich seine Sachen so gut zu erklären sucht, wie jeder Philosoph, nimmt bey außerordentlichen Erscheinungen, für deren genaue Bezeichnung er kein Wort findet, als ein echter Naturdichter seine Zuflucht zum Gleichniß; und da er mit der Natur, die uns allen als Symbol des Geistigen dient, so sehr vertraut ist, so ist er meistens sehr glücklich in der Wahl seiner

Bilder. Unser Landmann befindet sich, wie wir sehen, in keiner geringen Verlegenheit, das Höchste, das, was alle seine Verehrung in Anspruch nimmt, in den kleinen Rahmen eines dürftigen Gleichnisses zu fassen. Er platzt gleichsam heraus mit dem Worte, das ihm, in seiner äußern, ärmlichen Lage als das Wertheste erscheint, und ist auch in der That, wie überhaupt der geniale Mensch, so glücklich, mit diesem Etwas Alles anzudeuten, was die Hoheit vollendet — die Reine, die Festigkeit, den Glanz, mit Einem Worte, das Königliche in seiner Art. Nachdem er nun aber mit Einem Gleichnisse „zum Durchbruche“ gekommen, so wird er wahrhaft beredt, und das Gemählde, das er mit wenigen Pinselstrichen entwirft, ist eben so einfach und natürlich, als glänzend und erhaben. — Darin steckt das Geheimniß der nachahmenden Volkspoesie — in der Erfindung und Darstellung der Gedanken, Bilder und Gefühle, wie sie aus der reinen, kräftigen Natur des gemeinen Mannes hervorquillen; nicht bloß in der (zwar immer Kenntniß und Fleiß fordernden) Nachahmung seiner Mundart. Man muß den Kern seiner Natur auffassen, und aus dem Kern die Blüthen und Früchte seiner Sprache und Handlung entwickeln. Ist man so gerecht und so scharfsinnig, um in sein innerstes Gemüth hinein zu schauen, so wird die Außenseite nicht mehr so rauh und abnorm erscheinen, sondern man wird finden, daß sich der Körper und Geist seiner Rede gar wohl zusammen fügen, so wie Gesinnung und That.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich wieder zu unserm Gedichte zurück. . . . Daß es manchem „Herrn Prinzen" gelüsten möchte, aus diesem himmlischen „Garten" ein Blümlein zu hohlen, das, meint der Rapsode, finde er natürlich. . . . Doch es ist unmöglich, die folgenden zwey Strophen mit Worten zu paraphrasiren, die so treue Copien der ländlichen Impromptu's sind, daß sie ihnen „wie aus dem Gesichte geschnitten" zu seyn scheinen. Wir müssen uns den Mimen, um seine Rede zu verstehen, schlechterdings lebendig und handelnd vorstellen. Ich sehe ihn, wie er sich plötzlich, ohne Complimente, an den erhabenen Bräutigam wendet (seiner Phantasie ist er eben schon gegenwärtig) — — Er setzt sich in eine ganz eigene Positur; — wenn er seinen Hut auf hat, was wahrscheinlich ist, so drehet und drücket er ihn auf dem Kopfe ein wenig seitwärts — mit der linken Hand faßt er oben seinen Hosenträger, mit der rechten sein Kinn — die halbzugedrückten Augen blinzeln schelmisch hervor, und der Mund verzieht sich zu einem schalkhaften Lächeln. — Mit dem „Herrn Prinzen" steht er übrigens, wie wohl auch mit seinem König, auf Du —

Ei! wie bist Du so schlau,
Und wie bist Du so g'scheid,
O du, mein Herr Prinz! —
Mainst net, daß's Di' reut? —
Ei, wie bist Du so schlau,
Und wie bist du so g'scheid!

Und wenn Du so fortmach'st,
So bringst Du's no' weit.

Der „Herr Prinz", meint er, hat sein Theil; und so wendet er sich denn wiederum an die Menge, sie und sich selbst beschwichtigend mit der Vorstellung, daß, wenn es doch Einer seyn müßte, Er gerade der rechte sey.

Do' is's iem vergunnt,
Und es is uns a' recht
Er müeßt ja kein Herr seyn,
Von'n sächsischen G'schlecht,
Aus'n Land'l, wo All's, was
Hübsch und guet is, gedeiht,
Wo d'Gottesfurcht z'Haus is,
Und d'Aufrichtigkeit. —

Doch ist's ihm vergönnt,
Und es ist uns auch recht,
Er müßt' ja kein Herr seyn
Aus dem sächsischen G'schlecht,
Aus dem Lande, wo Alles,
Was herrlich, gedeiht,
Wo die Gottesfurcht waltet,
Und die Aufrichtigkeit. —

Und so nimmt denn das Lied, ungeachtet des traurigen Anfangs, wie alles Freundliche, ein fröhliches Ende . . . Der Mime, scheint es, legt hier die Maske ab, und nachdem er sich so den Gästen zu erkennen gegeben, schließt er (noch in seiner länd-

lichen Jacke steckend) nach Landmanns schlechter und g'rechter Art:

Jez nemmt's mer's net in Uebel,
Wenn i' gradweg hab g'redt,
Auf's Heuchlen und Schmeichlen
Besteh' i' mi' net.

Jetzt nehmt's mir nicht übel,
Wenn das Herz aus mir spricht,
Auf das Heucheln und Schmeicheln
Versteh' ich mich nicht.

1) Im Original: Was habt's enk. Das s als Suffixum, statt eß d. h. ihr; enk, der Dativ, ist euch. Diese dialektischen Pronominalformen: eß, enker, enk, sind, nach Schmeller, höchst wahrscheinlich der alte Dualis jit, iz; inker (eurer beyder) ink (euch beyden).

2) Im Original: å Lilgål — å Veihål. Die Form Lilie, bey den Dichtern auch zweysilbig Lilje, geht leicht über in Lilge, wie jäh in gäh (und umgekehrt g in i, z. B. Jaid, Maid statt Jagd, Magd). Man hört übrigens in den oberdeutschen Mundarten auch (durch die sehr gewöhnliche Versetzung) Ilge, ja sogar Gilge. Veiel, Viola ist die ursprüngliche Form des schriftdeutschen Diminutivs Veilchen. In der oberschwäbischen Mundart Veigel, Diminutiv Veigele.

3) Im Original: brocken statt pflücken; die intensive Form des Verbi brechen. „Blumen, Obst u. dgl. brechen" ist auch schriftdeutsch.

4) Im Original: Gehts, raists mit den Juchez'n —" wörtlich; Gehet, reiset, (ihr) mit dem Jauchzen. Das schriftdeutsche „weg! fort!" bezeichnet nicht genau die nachdrucksvolle Bedeutung der dialektischen Phrase. Die Ableitungssylbe ezen statt zen ist besonders in Onomatopöien sehr üblich, z. B. gackezen (gackern und stottern), guckezen, vom Geschrey des Guckgucks (im Dialekt Guckezer).

5) Im Original: „Seid's wol, mein Aid, gar z'guet —" wörtlich: Ihr seyd wohl bey meinem Eide! gar zu gut, d. h. zu nachsichtig, ohne Theilnahme, gefühllos.

6) Im Original: Bin nit ai'mal herunt'n g'wes'n ꝛc. wörtlich: Ich bin nicht Ein Mahl, d. h. öfter. Das verstärkende Antithedon. „Nicht einmahl" würde im Dialekt nit a' mal lauten. — „Die Frauenthürme" die Thürme der Cathedralkirche zu unser lieben Frau in München; pars pro toto.

7) Im Original: Ann Küni. Ueber den dialektischen Gebrauch des ein, siehe Schmeller S. 219. Die Form Künig, Kunig (Chuning) ist alt. Der Laut g wird in den oberdeutschen Dialekten, wie ch, am Ende häufig weggelassen, besonders auch in den Adj. auf ig und lich.

8) Im Original: Do' is's iem vergunnt. Von der Wegwerfung des ch (wo es ursprünglich eine starke Aspiration andeutete), ist so eben die

Rede gewesen. So hört man denn auch no statt noch, a (oberschwäbisch au) statt auch, mi, di, i, statt mich, dich, ich; so wie dagegen, wo die Schriftsprache bloß die Aspiration hat, z. B. hoh, Reh, rauh, der Dialekt hoch, rech, rauch verlauten läßt. — In der Form iem statt ihm ist der oberdeutsche Diphtong ie (alt iu) vernehmbar, den die hochdeutsche Sprache nicht anerkennen will. — Vergunnt von günnen; wovon zunächst das hochdeutsche Gunst (so wie vom alten, noch gemein oberdeutschen künnen das schriftdeutsche Kunst.

* * *

Du erkennst also die Richtigkeit und Lieblichkeit der oberdeutschen dialektischen Formen an sich an; nur findest du, daß sie dessen ungeachtet in Beziehung auf die Schriftsprache durchaus etwas Fremdes, ja Widerliches habe; und du kannst daraus immer noch nicht absehen, wie die Kenntniß derselben für die Hochdeutschen von Vortheil, und ihr Gebrauch für ihre Sprache ohne Nachtheil seyn könne.

Ich könnte deiner Bedenklichkeit sogleich den Grundsatz entgegen stellen, daß man in Sachen der Wissenschaft zunächst nie und nirgends auf materiellen Nutzen zu sehen brauche, und daß vielmehr der unholde Geist, der alles sogleich für das practische Leben berechnet und angewandt haben möchte, dem höheren, edlern Streben nach Kenntnissen Einhalt thue, oder doch eine falsche Richtung gebe. Der wahre

Nutzen jegliches Lernens ist schon das Lernen selbst — die Befriedigung der Wißbegier, die Uebung des Denkvermögens, die Erkräftigung des Geistes. Ob und wozu es sonst noch nützen könne, das wird die Zeit und Gelegenheit entscheiden.

Sonst wüßte ich nun freylich nicht, was für einen Nutzen die Erlernung des Dialektes, z. B. für dich außerdem haben könnte. Denn um den Leuten von gemeinem Schlage, mit denen du zu thun hast, dich verständlich zu machen, dazu reicht schon dein „kauderwälsch'' Hochdeutsch zu, das glücklicher Weise der gemeine Mann in der Regel, von Jugend auf, zur Beschämung der Gebildeten, die nur sich untereinander verstehen, sattsam erlernt hat. Darum sprechen solche Idiotiken, die zur Abhülfe dieses Bedürfnisses erscheinen, und sich als solche Faulenzer ankünden, schon über sich selbst das Urtheil aus.

Aber ich will dir, um deine schnippische Neugierde zu befriedigen, einen andern Mann nennen, dem jene Kenntniß gar wohl ansteht, ja einen ganzen ehrwürdigen Stand: mich nähmlich, und alle Schulmeister des ganzen ehemahligen heiligen römischen Reiches. Du wirst dich über diese Behauptung nicht mehr wundern, wenn du anders Geduld haben wirst, mich zu Ende zu hören.

Die lieben Kindlein auf dem Lande und in den Städten, so wie sie aus ihrem väterlichen Hause in die Schule geschickt werden, bringen von da eine Sprache mit, welche sich zu derjenigen, die sie jetzt erlernen wollen, etwa so verhält, wie die holländi=

sche, (alt niederdeutsche) zur hoch- und schriftdeutschen. Behalten wir das Gleichniß vor Augen, um uns beyderseits leicht zu verständigen. Der junge Holländer kommt nun also in die Schule. Der pedantische Schulmann redet aber mit ihm nichts als hochdeutsch; er gibt ihm sogar eine hochdeutsche Grammatik in die Hand, um diese Sprache daraus zu erlernen; er ignorirt es überhaupt, daß sein Schüler, troß seinem wiederhohlten „Kannitverstan", ein Holländer, ein Fremder sey. Was meinst du, daß aus dieser verkehrten Methode entstehen wird? Nun ja, was wir täglich sehen: die jungen Leute lernen hochdeutsch, wie Papageyen, oder doch, wie eben unsere Kinder deutsch lernen, durch oftmahliges Vorreden, Vorzeigen, Vorkauen. Heißt denn dieß aber Lehren und Lernen? Kann aus dieser mechanischen, bloß auf das Gehör und Mundorgan berechneten Methode eine, mit Verstandesbildung verbundene, und dadurch begründete Sprachkenntniß bezweckt wergen? Ist dieß, was doch jede Grammatik, jeder Sprachunterricht seyn sollte, eine practische Logik?

Setze nun aber einmahl den Fall: ein tüchtiger Lehrer, der nicht bloß die Sprache versteht, sondern auch den Sprachunterricht, sehe den jungen Fremdling als das an, was er wirklich ist; er begrüße ihn mit den Lauten seiner Muttersprache, und mache ihn nun fortan, vermittelst des Dialekts, der als methodische Unterlage gelte, auf die Unterschiede zwischen beyden, zwar im Grunde verwandten, aber doch in Beyformen sehr verschiedenen Spra-

chen aufmerksam, von den einfachen Lauten und Sylben an, durch die Declinations- und Conjugationsformen hindurch, bis in die Syntax hinein: um wie viel leichter und in kürzerer Zeit würde das Kind sein Schriftdeutsch erlernen! wie sicher würde es zugleich die abweichenden Formen des Schriftdeutschen von den dialektischen unterscheiden! wie sehr würde zugleich durch dieses immerwährende Vergleichen und Unterscheiden sein Verstand geübt, und wie angenehm und nützlich der ganze Sprachunterricht dadurch gemacht werden! Wahrlich, besäßen wir nur zehn solche deutsche Sprachlehren, die für die verschiedenen Hauptdialekte eingerichtet wären, ich gäbe um sie alle die hundert und fünfzig hin, womit sie die Welt geäffet, und die Jugend gequält haben, und noch äffen und quälen ... Hätte ich mehr, als ich wirklich habe, (die Götter nur wissen, wie arm ich bin!), ich würde fünfzig blanke Ducaten auf eine, nach dieser Methode abgefaßte, z. B. für Altbaiern bestimmte Schulgrammatik als Preis aussetzen. So aber werde ich sie, leider, selbst ausarbeiten, und fünfzig Ducaten, in Ermangelung eines Verlegers, zum Behuf der Herausgabe erbetteln müssen.

* * *

Wenn du einmahl die Regelmäßigkeit und Trefflichkeit der oberdeutschen Mundart anerkennest, so mußt du auch wenigstens das Recht und die Freyheit der Oberdeutschen gelten lassen, wenn sie solche Wörter und Formen gebrauchen, die, obgleich ihnen eigenthümlich, doch dem Hochdeutschen analog und con-

form sind, oder die, von ihren gemein provinziellen Sonderbarkeiten geläutert, dem Hochdeutschen conform oder doch analog gemacht werden. Und da in gar vielen Fällen sogenannt hochdeutsche Formen doch nichts anders sind, als provinzielle — ober- oder niedersächsische — so muß es der oberdeutschen Mundart ebenfalls erlaubt seyn, ihre obgleich abweichenden Formen (um so mehr in der Schriftsprache der Provinz,) so weit es geht, in Gebrauch zu setzen.

Was ich vor allem will, ist kurz dieses:

Ich meine, es wäre einmahl an der Zeit, den engherzigen Provinzial-Kobold durchaus zu verbannen, in Ansehung der Sprache, so wie der Kunst und der Wissenschaft. Das Regiment der deutschen Literatur ist republicanischer Form, und sofern jeder gebildete Mann sein Wort mitsprechen darf, demokratisch. Man soll sich überzeugen, daß die Hochdeutschen nicht die Einwohner einer Provinz, „die Kothsaßen, Söldner“ seyen, daß die Sprachgesetzgebung nicht von Einem gelehrten Schöppenstuhl ausgehen, sondern, daß die Hochdeutschen, als Bürger, in allen deutschen Landen sich befinden (nähmlich die Gelehrten und die Gebildeten darin), und daß mithin die Fortbildung, der Gebrauch, die Bereicherung durch alle Schriftsteller von Gewicht geschehe und geschehen müsse. — Wir Oberdeutschen sind in dieser Hinsicht zu duldsam, zu nachgebig gewesen. Daß wir fremde Wörter und Formen, die uns einen neuen Begriff einbrachten, oder den ältern mehr bestimmten, in unsern Schreib- und Sprechvorrath aufnahmen, (und

stammten sie auch aus den Landen Hadeln und Wursten) war billig und recht; und wir mußten den Männern, die uns mit diesen und ähnlichen Zugaben bereicherten, Dank wissen. Aber daß wir bessere einheimische Wörter und Formen gegen minder gute ausländische vertauschten; daß wir die Kinder des Hauses aussetzten, um Fremdlingen ein Nest zu bereiten; daß wir, aus Furcht, man könnte uns der Provinzialismen wegen schelten, uns lieber andere Provinzialismen aufheften ließen: das war nicht Recht; das war Undank gegen unsere wackern Vorfahren, deren mühsam und rechtlich erworbenes Erbgut wir dem Zufalle Preis gaben, und dagegen von Fremden bettelten.

Um nur einiger Formen zu erwähnen — warum sollen wir unsern eigenen Volksnahmen „Baier" nicht nach eignem, sondern fremden Sprachgebrauche abändern, und, was jedem Oberdeutschen widerlich klingt, des Baiers statt des Baiern sagen? (wie auch, der Analogie wegen, des Bauers statt des Bauern)? Sind die geschwänzten Formen: Bräuer, Bäcker, Schenke, Wärter u. a. besser, als Bäck, Bräu, Schenk, Wart (z. B. Holzwart)? Sollen wir an die einfachen Hauptwörter: die Böße, die Dunkle, die Feiste, die Feuchte u. s. w. lieber das wenig sagende und leer tönende heit, oder gar das schleppende igkeit, (Feuchtigkeit) anknüpfen? Warum folgen wir in der Geschlechtbezeichnung der Hauptwörter, wo der Verstand es für gleichgültig erklärt, lieber einem

fremden, als unserm eigenen Provinzial-Gebrauche, unser Ohr mit Formen beleidigend, als da sind: der Makel, der Zierat, der Gestank, der Honig, der Monath, der Scheffel, der Teller, die Mittwoche, die Ecke, die Otter, die Schnepfe, die Striegel, die Zwiebel, das Floß, das Gatter, das Schrot, u. a. m.? Ist unser Dialekt nicht regel- und folgerechter darin, daß er alle Hauptwörter mit der Endung niß als Fäminina behandelt, während die hochdeutsche Sprache einige als Fäminina, andere als Neutra, und sogar manche in beyden Formen gelten lassen will? Sollen wir die vielen dumpfen Umlaute ä, ö, ü, die unsere ohnehin klangarme Sprache noch lautloser macht, vertauschen gegen unsere volltönenden a, o und u, z. B. in der zweyten und dritten Person des Präsentis: du grabst, er grabt; du gerathest, er gerathet; du tragst, er tragt; statt gräbst, geräthst, trägst? . . .

Doch ich befürchte, daß ich in deinen Augen wieder zum Schulfuchsen werde. Willst du aber mehr Treffliches über die „Trefflichkeiten der süddeutschen Mundart", besonders in Ansehung der so wichtigen Umlaute lesen, so empfehle ich dir das, unter jenem Titel erschienene Werk von Radlof, welcher der Sprache unsers Volkes mit diesem seinen Buche ein Denkmahl gestiftet hat, worüber wir gern die Unbilden mancher norddeutschen Schulmeister vergessen, und die Gleichgültigkeit mancher süddeutschen verschmerzen können.

* * *

— „Man schreibe hochdeutsch!“ rufest du mir immer zu. Sehr wohl. Nur sey vorerst so gut, mir genau nachzuweisen, was denn hochdeutsch sey? wann es entstanden? durch welche Männer ausgebildet, sanctionirt? ob denn die Summe hochdeutscher Wörter und Phrasen bereits abgeschlossen sey? oder unter welchen Bedingungen dieser und jener Ausdruck noch nach dem Thorschluß von den Wächtern des deutschen Sprachschatzes eingelassen werde? So lange du diese Fragen nicht beantworten kannst, so mußt du so billig seyn, jedes einheimische Wort, das von deutschem Stamme ist, und nach deutschen Gesetzen sich bequemt, auch das Bürgerrecht genießen zu lassen in allen Landen deutscher Zunge.

Streben wir doch wenigstens in der Sprache und Literatur nach Einheit, wir Deutschen — aber nach einer Einheit, die sich nicht durch Oberherrschaft einer Parthey über die Gesammtheit herstellt, sondern durch gegenseitiges Ertragen, Achten, Befreunden — durch Uebersehung einzelner Unvollkommenheiten um der übrigen Trefflichkeiten willen; durch Anerkennung wirklicher Vorzüge, zu deren Geltendmachung jeglicher Recht hat; endlich durch Annäherung und Vereinigung der Besten im Volke, bey deren Ansehen es steht, das Urtheil der achtbaren Menge zu leiten, das Geschrey einzelner leerer Trotzköpfe zu beschwichtigen, und so durch ihr allvermögendes Wort und Beyspiel der guten Sache Eingang zu verschaffen.

Bey so gestalteten Dingen, welcher Gewinn ließe sich nicht für die Bereicherung und Verfeinerung der hochdeutschen Sprache erwarten! Denn welcher Schatz, der den meisten Hochdeutschen noch unbekannt ist, liegt in den verschiedenen Mundarten zerstreut! Wie viele Wörter fänden darin, nicht bloß der Oekonom und der Technolog, sondern auch der Geolog, der Psycholog, der Dichter und der Philosoph, wonach sie in der hochdeutschen Sprache vergebens suchen! Ich lese z. B. Stalder's Schweizer Idiotikon durch — überall begegnen mir Wörter und Redensarten, die sich durch Bestimmtheit des Begriffes und durch Reinheit des Klanges vor ähnlichen hochdeutschen auszeichnen; diejenigen zu geschweigen, wofür die Schriftsprache gar keine Bezeichnung aus ihren Mitteln aufweisen kann. Wenn uns nun erst noch Schmeller, Ziska, Schmid, die Sprachschätze der baierischen, österreichischen und schwäbischen Mundarten aufschließen werden; wenn, durch diese Bestrebungen der Oberdeutschen aufgemuntert, die Gelehrten Niederdeutschlands in allen den, sonder Zweifel reichen, Erzgruben ihrer Provinzen ebenfalls nachgraben werden: wie wird die Adelungische Schriftsprache so dürftig erscheinen gegen den vereinigten Reichthum der verschiedenen Mundarten! oder vielmehr, wie reich wird die Schriftsprache werden, nachdem sie allmählig, wie London die anliegenden Dörfer, alle verwandten Mundarten in sich aufgenommen haben wird!

*   *   *

— — „Aber, um des Himmels willen (rufst du aus), wo würden wir denn zuletzt hinkommen, wenn wir alle die verschiedenen, als richtig anerkannten Ausdrücke der Mundarten ins Hochdeutsche aufnehmen würden! Das gäbe ja eine wahre babylonische Verwirrung.“

Sey ohne Furcht! Es geschieht nicht, und soll auch nicht geschehen. Hierüber entscheidet das Bedürfniß, und dieses wird nur von dem eigentlichen Schriftsteller gefühlt und befriedigt. Der Grammatiker hat bloß allgemeine Duldung zu predigen und zu verbreiten, und zwar eine gesetzliche. Er muß es anerkennen, daß jedes deutsche Wort ein Recht habe zum deutschen Bürgerrecht, es möge nun aus Norden oder Süden kommen, und sich hier oder dort ansiedeln wollen, falls es nur sich den allgemein geltenden Gesetzen und Gebräuchen fügen kann und will. Ueber die Thatsache der Aufnahme selbst, über die Verwirklichung des Rechtes, entscheidet sodann das Bedürfniß, ohne das, in einer wohlgeordneten Republik, keine Befugniß statt findet. Es verhält sich hiemit beynahe, wie mit der Gewerbspolizey. Ein (natürliches) Recht zur Ausübung seines Handwerkes hat ein jeder, der darin Meister ist; aber zu einer (positiven) Gerechtigkeit kann er nur dann gelangen, wenn die Gemeine seines, in ihr noch nicht ausgeübten Gewerkes bedarf. Wenn daher z. B. ein sächsischer Böttcher oder Tischler oder Taschner nach einer Stadt in Süddeutschland käme, um sich da niederzulassen,

wo sich bereits ein Schäffler, ein Schreiner oder Kistler, ein Säckler befände: so würde und müßte man ihm, als Landsmann und Gewerbsmann allerdings die Ehre erweisen, die ihm gebührt, im Uebrigen aber ihn von Rechtswegen abweisen.

Du mußt nähmlich nebenbey auch wohl unterscheiden, zwischen der Schriftsprache einer Provinz, und der Schriftsprache von Deutschland. Jene erscheint in den Gesetzbüchern jedes Landes, in den Bekanntmachungen der Landgerichte, in den Vorschriften und Anzeigen der einzelnen Kreise und Ortschaften; diese allein in den Werken der Wissenschaft und der schönen Literatur. Nun würde es doch eine unbillige Zumuthung von Seiten der Deutschthümler seyn, daß ein Fürst z. B. ein süddeutscher, zu seinen Unterthanen etwa in Worten und Formen der niedersächsischen Mundart sprechen, oder gar ein subalterner Beamter zu seinen Bauern in einem ihnen unbekannten Jargon. Wenn es z. B. in einer Polizeyverordnung einer baierischen Stadt lautete: „man dürfe die Gülle oder Gauche nur zur Nachtzeit ausführen," so hieße das zu den Bürgern „spanisch" reden, und sie verstünden es eben nicht. Warum denn nicht das einheimische Atel? *) Dem gemeinen

*) Es gilt übrigens gleichviel, ob wir Atel oder Odel, oder gar Adel schreiben. Der Abstammung nach ist das erstere vorzuziehen; im Angelsächsischen bezeichnet ate den Urin, und im Isländischen heißt at unrein. Die Verwechslung des d und t, so wie des a und o, ist

Manne erscheint mit Recht nur das als deutsch, was er versteht, das Uebrige ist ihm kauderwälsch, oder, wie er sich wohl auch in solchen Fällen auszudrücken pflegt, „hochdeutsch“. Ein feiner, hochdeutscher Beamter, der sich über die Sprache des gemeinen Mannes gern erhoben fühlen möchte, setze meinethalb zur Rettung seiner Ehre hinzu: sogenannt. Es gälte statt des Naserümpfens . . .

Wahrhaft anstößige Provinzialwörter sind bloß diejenigen, welche in verschiedenen Landbezirken gäng und gebe, hier und dort eine verschiedene Bedeutung haben. Dergleichen Formen sollten um des Mißverständnisses willen, entweder gar nicht ins Schriftdeutsche aufgenommen, oder aber von dem deutschen Schriftsteller-Areopag (?) mit einer einzigen, sichern und rechtschaffenen Bedeutung begabt werden. Dahin gehört z. B. das Verbum schmolleu. Der Sachse verbindet damit den Begriff des Maulhängens (wenn man seinen Unwillen durch ein mürrisches Stillschweigen an den Tag legt,) der Baier den Begriff des Scheltens und Schmählens, der Schwabe dagegen den Begriff des Lächelns. Himmel! zu welchen Mißverständnissen könnte dieses Wort, z. B. in der Ehe, Veranlassung geben! Man vermeide es! Oder,

---

im gemeinen Dialekte ohnehin häufig, und selbst im Hochdeutschen nicht ohne Beyspiel. Ich erinnere nur an Athem, welches Wort auch Odem, und sogar bey angesehenen Schriftstellern Othem lautet.

da es doch ein für das Sprech- und Hör-Organ so glattes, weiches Wort ist, und es sich zugleich durch eine natürliche Abstammung (von Maul, vermittelst des Zischlautes) empfiehlt: so müßte man doch wenigstens über die Bedeutung desselben überein kommen. Ich meines Theils würde, mit Uebereinstimmung meiner lieben Hausfrau, der schwäbischen Interpretation den Vorzug geben. Denn erstens haben wir ja schon für jene erste Unart ein bezeichnendes Wort an unserm maulen; so wie auch für die zweyte, wobey auch noch die Redensart, „einem das Maul anhängen" u. dgl. aushelfen könnte. Für lächeln aber können wir nie genug nüancirende Ausdrücke haben; und da wäre denn für jenes liebreitzende Zusammenziehen des Mundes, wenn er zum Lächeln und zum Küssen (zum Mäulchen geben) gleich bereit zu seyn scheint, kein passenderes, mehr mahlerisches Wörtchen, als schmollen. Ich rufe alle Philologen zu Zeugen auf, ob z. B. für jenes olli subridens, womit der pater hominumque deumque seine geliebte Tochter (bey Virgil) beglückt, ein schöneres, dem olli angemessenerS Wörtchen gewählt werden könnte? Uebrigens hat schmollen, wenn man es nicht von Maul und Mäulchen ableiten will, eine noch ungleich nähere und größere Sippschaft. Es kann (nach Adelung) als ein Intensivum oder Diminutivum von einem, den Hochdeutschen unbekannten schmilen seyn, und hat noch in Schweden (smala) und in England (to smile) seine Verwandten.

* * *

— — Es wäre meines Erachtens ein sehr verdienstliches Werk, wenn ein, der Dialekte eben so kundiger, als in der Literatur erfahrner Mann ein Verzeichniß aller derjenigen Provinzialwörter herausgäbe, die einerseits durch ihre, dem Hochdeutschen analoge grammatische Form zulässig, anderseits durch ihre synonyme Bedeutsamkeit, durch logische Bestimmtheit und poetische Anschaulichkeit sogar wünschenswerth wären. Man kann dem ausübenden Schriftsteller unmöglich die Arbeit zumuthen, daß er, zur Bereicherung der Formen in seinem Fache, alle Idiotika durchblättern, und, wenn auch, doch nicht immer die Geschicklichkeit, das Fehlerhafte von dem Richtigen, das Begründete von dem Willkührlichen zu unterscheiden, und das wirklich Gute in seiner besten Gestalt und brauchbarsten Beziehung hinzustellen. Ein Werk jener Art, eine Quintessenz aus allen Dialekten, müßte ihm daher höchlich willkommen seyn, und nebst dem Adelung'schen Wörterbuche, als ein garde-magazin des wissenschaftlichen Wortbedarfs in hohen Ehren bey ihm stehen.

Ich will dir, Beyspiels halber, nur einige wenige hieländische Provinzialwörter promiscue anführen, die, meines Dafürhaltens, wegen der Richtigkeit ihrer Form und wegen der Bestimmtheit ihrer Bedeutung in die hochdeutsche Sprache aufgenommen zu werden verdienen.

Gneißen, verb. act. mit haben; etwas Verborgenes, oder, das nach dem Willen eines andern ihm verheimlicht bleiben soll, durch Vermuthun-

gen herausbringen. Es unterscheidet sich von dem hochdeutschen muthmaßen, vermuthen wesentlich. Der Grund des Vermuthens ist subjectiv (man muß Muth haben, dieß oder jenes zu glauben); der Grund des Gneißens aber ist zunächst objectiv (die Sache kündigt sich mir als glaubwürdig an). Jenes hängt lediglich von der Gemüthsstimmung ab, dieses von der Beschaffenheit und Lage des Gegenstandes. Kurz: gneißen heißt, in der gewöhnlichsten Bedeutung, das, was sonst die sprichwörtliche Phrase ausdrückt: den Lunten riechen. — Das Wort scheint übrigens nichts anders zu seyn, als die Metonymie von gneißen, glänzen, flimmern, glimmern, was selbst nur eine andere Aussprache von gleißen ist. Eine solche metonymische Unterstellung, so wie die Verwechselung des l und n sind auch im Hochdeutschen nicht ungewöhnlich. Vielleicht hat auch das hochdeutsche Wort, der Gneiß, eine glimmernde Steinart, davon den Nahmen. Sonst heißt wohl auch Gneist im Oberdeutschen (Monseeische Glosse Gneisto) ein Feuerfunken, (so wie Glast statt Glanz), und in der Sammlung der Minnesinger Th. I. S. 184. kommt geneisten vor, statt Funken sprühen.

Der Göthe, der Pathe. Obgleich das oberdeutsche Wort keine andere Bedeutung hat, als das hochdeutsche, so verdient es doch, wenigstens in unsern Gegenden, dem letztern vorgezogen zu werden. Erstlich ist es ehrwürdiger wegen seines Alterthums; während das Wort Pathe in keinem der ältern

Schriftdenkmählern vorkommt. Zweytens ist es auch etymologisch kenntlicher und bedeutsamer, man mag es nun, nach der Analogie der Angels. Godfaeder, Godmoder ꝛc. von Gott ableiten (pater spiritualis, Vater in Gott), oder, wie Adelung will, von Gatte, so fern dieß den allgemeinen Begriff von Verbindung, Verwandtschaft ausdrückt; wogegen Pathe, wenn es, nach Adelung, mit Vater Eines Stammes ist, nur das bestimmte, nicht aber das bestimmende Wort (spiritualis) ausdrückt, und überdieß nicht zugleich auf den Täufling (filius s. filia spiritualis) paßt. Endlich (würde ein enthusiastischer Schöngeist hinzusetzen), warum dieses Wort im Hochdeutschen gebraucht und erhalten werden sollte, dazu wäre schon der Eine Grund mehr als zureichend, weil Göthe davon den Namen führt, dieser Godfather der deutschen schönen Literatur.

Leinen, verb. imp. mit haben; aufthauen. Das schriftdeutsche Wort ist schon darum verwerflich, weil es bekanntlich eine doppelte Bedeutung hat. Dagegen spricht alles für das oberdeutsche. Es ist alten Ursprungs, indem es zu Lan, Leine, Wasser, gehört (wenn man es nicht lieber mit lenis und λυειν, auflösen, deßgleichen mit lau zusammen stellen will). Auch der Niederdeutsche kennt dieses Wort unter der Form lüen. Endlich stammt selbst das schriftdeutsche Lenz, die Thauzeit, der Frühling davon ab; es liegt daher in der Natur der Sache, daß wir, während der Zweig lustig fortgrünt, auch den Stamm im Leben und bey Ehren erhalten.

Progeln, verb-recipr. mit haben. Schriftdeutsche sinnverwandte Wörter sind: prahlen, prangen und prunken. Am meisten stimmt es mit dem erstern in der Ableitung und Bedeutung überein. Etymologisch ist es jedoch offenbar richtiger; denn es stammt zunächst von dem alten progen her, (das noch Horneck gebraucht), wovon auch Adelung prahlen herleitet, welches, nach ihm, für pragelen stehet. Man könnte es aber synonymisch noch sehr wohl von prahlen unterscheiden, in dem Sinne nähmlich, wie man sonst das Zwitterwort stolziren gebraucht, ohne andere Beziehung auf einen Gegenstand, lediglich mit Andeutung des eingebildeten Selbstwerthes. Uebrigens läßt das Wort alle Ableitungen zu; z. B. der Progler, die Progeley, proglerisch. — Wenn (nach Adelung) das niederdeutsche prunken nichts anders ist, als eine andere Aussprache von prangen, und doch jene Form von den Schriftstellern nach Belieben gebraucht wird, so darf man wenigstens auch für unser oberdeutsches, wohlklingendes und rechtsinniges Wort sich geneigte Aufnahme versprechen.

Weh, als Adjectivum. Mich dünkt, daß die Schriftsprache gegen diesen Gebrauch nichts Erhebliches einwenden kann, da sie die Interjection bereits als Adverb gebrauche, ja sogar als Substantiv; so wie sie wirklich auch z. B. von der Interjection ach! das Verbum ächzen, und hievon das Geächze bildet. So könnte man denn z. B. sehr wohl sagen: Ein weher Finger, bloß auf den Schmerz

bezogen, ohne besondere Hindeutung auf die Ursache, z. B. eine Wunde, ein Geschwür. Dann aber möchte man auch das schöne, sinnige oberdeutsche Compositum wonneweh dulden und gebrauchen. Ein wonneweher Gemüthszustand würde eben nichts anders seyn, als ein süßer Schmerz; welchen letztern Ausdruck aber jenes Wort an poetischer und rhythmischer Weichheit, an Bildlichkeit weit überträfe. — Im Vorbeygehen bemerke ich, daß der Oberdeutsche für die Redensarten: „Es ist mir wehe" und „es thut mir wehe darnach" eigenthümliche Formen hat. Im ersten Falle sagt er: Es ist mir sehr; im andern: Es thut mir ahnd (ich sehne mich darnach *). Jenes sehr scheint die Grundsylbe vom oberdeutschen serben, und schriftdeutschen zehren in abzehren, welken, zu seyn; dieses ahnd dagegen ist offenbar die Adverbialform des schriftdeutschen ahnden, dunkel empfinden. Die letztere Form wenigstens verdiente ins Schriftdeutsche aufgenommen zu werden.

Halt, die oberdeutsche Interjection. Wie alle Interjectionen, z. B. ach, leider ꝛc. nur dem Begriffe nach Pleonasmen sind, dem Gefühle nach aber wahre Emphasen; so auch unser halt. Auch kann man es zwar in vielen Fällen zur Noth „verschriftdeutschen" z. B. ich halte dafür — eben — am Ende —

---

*) Das thut mir andt, daß ich sie nit soll grüßen.
Muscatpluet.

kurz u. s. w.; aber bey weitem nicht in allen, und nie in dem Maße, daß zugleich die Gutmüthigkeit, die Laune und das Schalkhafte, was in dieser Sylbe steckt, ausgedrückt würde. „Kinder sind halt Kinder; man muß ihnen schon was nachsehen" — Du mußt halt die Thür vorher zumachen, eh' der Ochs draußen ist. „Es ist halt Welt" sagt der Vogler (in Jean Pauls Fibel), indem er seinen Lieblingsvogel auf der Brust zerdrückt, und dann stirbt. Und so in hundert ähnlichen Redensarten. — Uebrigens gebraucht nicht nur (wie Adelung sagt) „der oberdeutsche Pöbel" (v. meinen) dieses halt, so wie der mehr norddeutsche Thüringer sein meen'ch (mein'ich), sondern auch der Märker sein Neen (nein); ein Beweis wenigstens, daß solche Formen zu tief in der Eigenthümlichkeit der Sprache liegen, als daß sie der strenge Grammatikus ohne weiters verwerfen dürfte. (Ueber die Ableitung u. s. w. siehe Adelung v. halten).

Lugen ein bekanntes Wort. Ueber den alten ehrwürdigen Ursprung dieses Wortes, so wie über seine fruchtbare Ableitung schriftdeutscher Wörter kannst du Adelung nachsehen. Synonymen sind davon: sehen, blicken, schauen; andere z. B. lauern, belugsen rc. ungerechnet. Mit sehen stimmt es nur in der allgemeinen Bedeutung überein. Von blicken, (welches Adelung ebenfalls von lugen ableiten will, obwohl es offenbar mit blitzen, blinken verwandter ist) unterscheidet es sich in Ansehung der Dauer und Stärke des Sehens. Schauen

(ebenfalls ein oberdeutsches Wort) kommt noch am nächsten mit ihm überein; doch bezeichnet es immer noch den Nebenbegriff der Bewegung und der Eile. Der Oberdeutsche, welcher blicken nicht kennt, bedient sich desselben in allen den Fällen, wo der Hochdeutsche blicken gebrauchen würde. „Aufgeschaut! heißt bey ihm so viel, als: Aufgeblickt! „Schau, lug einmahl nach!" ist in seinem Munde kein Pleonasmus, sondern eine nachdrückliche Wiederhohlung; der Hochdeutsche könnte diese Phrase nur matt übersetzen: Geh, sieh einmahl nach. Lugen bedeutet ihm also ein langes, ruhiges, aufmerksames Sehen. Einen anlugen, heißt ihm so viel, als ihn mit festem Blicke betrachten; einen anschauen, bloß, ihn oberflächlich besehen. Auf der Luge seyn, (in diesem Falle so viel, als spähen) bedeutet: auf der Warte stehen; ein Lug-ins-Land (eine Form, wie: Stell-dich-ein) ist ihm eine Stelle, von wo aus man ins Land sehen kann. — Müller (in seinem Verdeutsch-Wörterbuch der Kriegssprache) suchte dieß alte Wort lugen, so wie die Luge ins Hochdeutsche einzuführen, indem er es für recognosciren und Recognoscirung vorschlägt. Allein Feldschau wäre richtiger, und heerschauen und feldschauen könnten (wie wettrennen u. dgl.) bald eben so gebräuchlich seyn, wenn man sie eben nur gebrauchen wollte. Wohl aber, wenn z. B. zwey Heere lange Zeit unthätig einander gegenüber gelagert wären, wäre der Ausdruck sehr passend: Sie haben sich wochenlang angelugt, ohne einander anzugreifen.

Heimeln, Verb. Es stammt zunächst von heim, von welchem die Schriftsprache abgeleitete Substantive und Abjective, nur kein Verbum hat. Heimeln heißt, der Heimath ähnlich sehen; anheimeln wie die Heimath ansprechen. Zwey ausdrucksvolle Wörter für die Gefühlssprache. — Die Ableitungssylbe eln, in der Bedeutung, von „ähnlich seyn" wird überhaupt im Oberdeutschen häufig gebraucht, und ist ohne Widerrede bezeichnender und wohllautender, als das hochdeutsche enzen; z. B. fischeln, kindeln, griecheln, statt fischenzen, griechenzen, d. h. nach Fischen riechen, Kindern ähneln, (kindisch thun) Griechen nachahmeln.

Heimgarten, verbum neutrum, im Hause sich versammeln, ein Kränzchen bilden; der Heimgarten, ein Kränzchen; in den Heimgarten gehen u. s. f. Die erste Sylbe in der bekannten Bedeutung von Haus, Heimath; eine Sylbe, die das Wort schon darum empfehlungswerth macht; so wie ich deßhalb auch das „Heimchen" der „Hausgrille" vorziehen möchte. Die zweyte Sylbe macht zwar Schwierigkeit; denn Garten in allen bekannten Bedeutungen, gibt keinen rechten Aufschluß; eher gatten, schwedisch sig gatta, sich versammeln; allein dieß läuft der Aussprache zuwider. Indessen wenn man bedenkt, daß Garten selbst z. B. mit Gatter und Gaden verwandt ist (wie fern sie überhaupt eine Verbindung bedeuten); und daß man auch wirklich im oberdeutschen Dialekt wohl auch Ehegarten statt Ehegatten hört; so, mein'

ich, wäre die Aussprache und Bedeutung des lieben Wörtleins hiedurch ausgemittelt und gerechtfertiget.

Fretten, verbum act. mit haben. 1) Ursprünglich, sich wund reiben; vom alten fratten, fritten, fricare; wovon auch das noch übliche fratt, wund, die Fratte, die wunde Beschaffenheit, z. B. der Haut. 2) Schwere Arbeit verrichten; daher der Fretter, die Fretterey. 3) Kümmerlich wirthschaften; z. B. sich den ganzen Tag fretten, und sich doch nichts erarbeiten; 4) Pfuschen, schlechte Arbeit verrichten. Diese letztere Bedeutung (welche Adelung von Fretter anführt) ist jedoch die ungewöhnlichere. — In der allgemeinen Bedeutung stimmt das oberdeutsche fretten mit placken überein, dem Intensivum von plagen, (plaga Wunde, Pein). Die unterscheidenden Merkmahle dagegen sind bey Fretten die Dauer, bey Placken die Stärke der Arbeit; bey jenem (als Folge) die Nutzlosigkeit, bey diesem die Kraftlosigkeit. Ein talentloser Schriftsteller, z. B. frettet sich, wenn er, ohne sich Ruhe zu vergönnen, aber auch ohne sich übrigens besonders anzustrengen, nutzlos Jahr ein, Jahr aus, arbeitet; ein talentvoller Schriftsteller dagegen plackt sich, wenn er, von Neigung oder Beruf getrieben, eine schwere, verdienstliche Arbeit vornimmt, und sie mit Aufgeboth aller seiner Kraft durchführt und vollendet. So hat sich z. B. Klotz sehr gefrettet, um seinen Ruf, Lessing dagegen sich viel geplackt, um seinen Ruhm.

Die Fachsen, Possen. Es stammt ohne Zweifel von dem alten fasen, fahesen, fahezen, (fatzen) her, das ein Iterativ von fahen, sich bewegen, ist; so daß also Fachsen machen so viel heißt, als lächerliche Bewegungen und Stellungen machen, (wie Schwank von wanken, dem Iterat. von wegen, bewegen). Sofern ist es denn unmittelbar verwandt mit faseln, in seiner ursprünglichen Bedeutung für: lächerliches Zeug reden und treiben. Ja das hochdeutsche Fastnacht, welches im Oberdeutschen richtiger Fasnacht lautet, hat wohl wahrscheinlicher seinen Ursprung von jenem alten fasen und den Faseleyen der letzten Nacht vor den Fasten, als von eben diesen Fasten selbst. In Brand's Narrenschiff liest man es auch wirklich so am Ende: Gedruckt zu Basel uff die Fasenacht, die man der Narren Kirchweih nennt, im Jar 1506. Es leuchtet daher ein, daß das Wort Fachsen aus einer alten, edlen Familie stamme, wovon selbst jetzt noch eine ansehnliche Verwandtschaft besteht. Nun könnte man freylich dieses Wort im Hochdeutschen sehr wohl entbehren, immaßen wir, außer den bekannten Synonymen; Possen, Schwänke, Spässe, Scherzreden, noch viele Supplementarformen haben, z. B. Fanten, Schnurren, Schnacken, Fratzereyen, Fickfackereyen, Gauckeleyen (die obengenannten Faseleyen nicht zu vergessen,) wozu denn noch die Spöttereyen und Foppereyen, die Grillen und Flausen, Quinten und Finten von der komischen Art zu rechnen wären;

dessen ungeachtet wäre es doch Schade, wenn die Fachsen unter uns abkämen. Zoten aber sollen unter euch, wie es Heiligen geziemt, nicht einmahl genannt werden. Eph. 5, 3.

Gispel und Schliffel. — Um diese zwey Wörter hat die hochdeutsche Sprache die oberdeutsche wahrhaft zu beneiden, da sie zwey Charaktere bezeichnen, welche im Leben gar häufig vorkommen, und wofür doch die Schriftsprache keine Benennung hat. Hätte z. B. Jean Paul um diese köstlichen Wörter gewußt (und er weiß sonst sehr viel): er hätte den bekannten Roman nicht „Flegeljahre", sondern „Schliffeljahre" benamset, so wie denn Vult wirklich ein eminenter Schliffel, und Walt kein kleiner Gispel ist. Und da es (zufolge der Bemerkung des nähmlichen Autors) kein leichteres und sicherers Mittel, ein neues Wort in die Schriftsprache einzuführen, geben kann, als es auf den Titel eines Buches zu setzen: so hätte er zugleich unser Hochdeutsch mit zwey neuen Wörtern bereichert, was, meines Erachtens, eben so viel werth ist, als zwey neue Entdeckungen in der Philosophie, wozu eben auch neue Wörter nothwendig sind . . . Ihre Bedeutung läßt sich aber dahin bestimmen: Beyde, der Gispel, wie der Schliffel, sind von leichtfertiger, jedoch gutmüthiger Sinnesart, ohne ernste Ueberlegung, aber auch ohne boßhafte Absicht. Der Unterschied ist jedoch, daß der erstere flatterhaft handelt aus Gewohnheit, der andere aus Gesinnung; daß jener durch sein linkisches Benehmen zunächst

sich schadet, dieser durch sein schelmisches Wesen andern. Ein Gispel z. B. ist, wer mit dem Lichte umher fuchtelt, und sich damit selbst in die Haare kommt; ein Schliffel, wer, zwar ohne Vorsatz, aber doch aus Unachtsamkeit, den Kopf und Schopf des andern in Brand setzt. Gispeley gilt daher manchmahl für Dummheit, so wie Schliffeley für Boßheit; man urtheilt aber falsch; der Gispel hat nur nicht immer den Kopf bey sich, so wie der Schliffel das Herz; jener weiß gar wohl, was recht oder unrecht ist, und dieser will es; aber das Wissen des erstern zerflattert zu sehr, und das Wollen des andern gleichfalls. Um es kurz zu machen, und auf einen bestimmten Fall anzuwenden: Ein Recensent, der, um sein Pensum recht bald zu vollenden, und das Honorar recht leicht zu verdienen, die Arbeit eines Autors, mehr durchschnüffelt als durchlies't, und doch beurtheilt: der ist ein Gispel. Ein Recensent dagegen, der, um sich das Ansehen zu geben und den Autor in Furcht zu setzen, ihn anbellt und darnach schnappt (wenn auch nicht beißt), der ist ein Schliffel.

* * *

—— Und wenn wir denn auch aus allen Mundarten zusammentragen, zur Bereicherung der deutschen Sprache, so werden wir doch nicht, wie du befürchtest, eine Verwirrung befahren. Wir werden uns verstehen, wenn wir uns anders verstehen wol-

len. Die Zeit gebiert den Gebrauch, der Gebrauch lehrt das Verständniß. Wie viele Wörter dieser Art sind noch zu Adelungs Zeiten, troß seiner hartnäckigen Widerrede, ins Schriftdeutsche aufgenommen worden! Und wie noch ungleich mehrere seit ein Paar Jahrzehenden! Niemand stößt sich mehr daran; jeder erkennt und liebt sie als junge, kräftige Sprößlinge, die dem alten, ehrwürdigen Stamme der Volkssprache entnommen, nun in der Schrift wieder grünen und fortwachsen.

Wenigstens schone man diese Gewächse, die auf den Gemeindeplätzen des deutschen Volkes fortwachsen, wenn man sie auch nicht in den Prunkgarten und das Treibhaus der hochdeutschen Sprache überzusetzen gewillt ist. Dieß sey besonders der Fall dann, wenn sich dergleichen Wörter in Sprichwörtern vorfinden. Sprichwörter sind wahre Perlen in dem Sprachschatze einer Nation; denn sie enthalten kräftige Andeutungen der Volksweisheit, des Gefühles für Recht und Wahrheit in den niedern Classen. Ein Sprichwort aus dem bloßen Grunde zu verwerfen und zu vergessen, weil es eine, uns Modernen unbekannte Form mit sich führt, wäre eine Kleinmeisterey ohne Gleichen . . . Ich will dir nur sogleich eines dieser Art vorführen. Der Schwabe sagt: Der Socher überlebt den Pocher. Die erste Wortform mag dir und vielen unter uns unbekannt seyn. Der Sinn des Sprichwortes fällt aber dessen ungeachtet sogleich auf. Es will sagen: Der Schwächliche überlebt denjenigen, der auf seine

Gesundheit pocht. Sogleich wirst du an das lautverwandte siech denken; und du wirst die Freyheit dessen gewiß nicht tadeln, der dieß Sprichwort erfunden, wenn er, um des Reimes willen, einen andern Vocal unterstellte, wie es denn die Schriftsprache mit der Sippschaft jenes Wortes eben so machte — Seuche, Sucht — und bey andern hundertmahl wiederhohlte — schließen, schloß, Schluß u. dgl. Kurz, das Sprichwort verdient unter uns fortzuleben, troß dem sonderbaren Socher; und ein Hufeland möge es in seine „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" zum Frommen aller Pocher aufnehmen.

Hiebey fällt mir noch ein anderes schwäbisches Sprichwort ein, das ich dir auch um des Grundes willen vorführe, um ja nicht von dir der Vorliebe für diese Mundart bezichtiget zu werden: Schwäbisch ist gäbisch, umg'kehrt ist gar nichts. Das Wort „gäbisch" ist unser link, verkehrt, figürlich ungeschickt. In Adelung findet sich's nicht vor; wohl aber äbicht, in derselben Bedeutung. Das g ist hier nur das Präfix, wie z. B. im gemeinen glink statt link. Die Sylbe isch und icht sind ohnehin synonym . . . Nun bewundere aber den köstlichen Humor, der dich aus dem Sprichworte (schwäbischen Ursprungs!) anlächelt. Wer mit sich selbst einen so derben Scherz und eine so schneidende Ironie treiben kann, der muß sich eben so sehr seines Werthes bewußt seyn, als er sich mit Bescheidenheit über sich zu äußern gewohnt ist.

* *
*

— — Du kommst nochmahl auf dein altes Thema zurück, als könnten wir im Deutschen, durch Einverleibung der provinziellen Ausdrücke zu viel Wörter bekommen. Ich sage dir aber: Keine Sprache kann zu viel Wörter haben, und hätte sie, wie die arabische (einer unverbürgten Sage nach) für den Löwen, dreyhundert verschiedene Ausdrücke für jeden Begriff. Absonderlich wir Deutschen, die wir zu haarkleinen Zerspaltungen unserer Begriffe so geneigt sind. Hörst du nicht täglich den Vorwurf: unsere Sprache sey zu wortarm, daher sie so oft zu fremden Ausdrücken ihre Zuflucht nehmen müsse. Ich sage aber: nicht zu arm an Worten sind wir Deutschen, sondern zu reich an Begriffen. Ich mache mich anheischig, für jedes fremde Wort, das wir Deutschen zu gebrauchen gewohnt sind, fünf bis zehn und mehr Ausdrücke (im Zusammenhange der Rede wenigstens) unterzustellen, z. B. für das französische passiren; und zuletzt doch noch zum Ueberflusse ein Plätzchen zu finden, wo dieses passiren passiren könnte, z. B. hier. Aber wir wollen einmahl alles recht genau, superfein bestimmen und unterscheiden, und müssen daher gar oft, besonders in der Philosophie, ein und dasselbe Wort in weiter, enger und engster Bedeutung nehmen. Daher auch unser Hang zu Tropen in der Dichtersprache, in der Art, daß bey manchen Stellen unter zehn Wörtern und Phrasen kaum Eines in seiner eigenthümlichen Bedeutung vorkommt. Und endlich, wenn irgend ein Wort weder dem Dichter noch dem Redner ansteht,

so kann es zuletzt immer noch Einer gebrauchen, der Humorist. —

Deine Späße über die Schwaben (im Vorbeygehen sey's gesagt,) sind schon längst „abgedroschen". Ich kann dir dagegen mit einem andern Stücklein aufwarten. Wenn ein Schwabe von einem Baier, besonders auch in Ansehung seines Dialekts, geneckt wird, (wie sich denn beyde Völker, bey ihrem gleichmäßigen Hange zur muntern Laune, wechselweise gern „aufziehen" und „trätzen" und „stimmen":) so bringt der Schwabe unter andern gewöhnlich die etwas ärgerliche Sonderbarkeit in Erinnerung, daß die Baiern die Sau zum Federvieh zählen. Als Beweis der sonderbaren Behauptung wird dann folgende Anecdote zum Besten gegeben (die auch Schmeller mit einer Variante am Schluße seines Werkes erzählt.) Ein Schwabe, ein Tyroler und ein Baier stritten sich um die Vorzüge ihrer Mundarten. Nach langem Hin- und Herstreiten gingen sie endlich die Wette ein, daß der, welcher am geschwindesten drey Vögel nennen könne, den Preis davon tragen solle. Der Schwabe ist flugs daran, und sagt im Huj: Zeisle, Meisle, Fink. Der Tyroler, von schwerfälligem, derben Organ, und bedächtiger, umständlicher Sinnesart, bringt folgendes vor: öpper e mal (etwa einmahl) 'n Alster — öpper e mal 'n Amsel — öpper e mal 'n Nachtigall. Nun kommt die Reihe an den Baier; er hatte Zeit sich zu besinnen, und darum sagt er etwas Auserlesenes: 'n Sta'l, 'n Dah'l, 'n Spansau. *)

*) Sta'l für Staar, Dah'l (altdeutsch Dahel,) Dohle,

Du siehst hieraus, daß unsere süddeutschen Völker unter einander Spaß lieben und Spaß verstehen. Wenn nun aber freylich ein Norddeutscher, z. B. ein Nicolai, der unser Volk weder liebt noch versteht, sich mit ihm einen Spaß machen will, und z. B. an dem Baier die Sonderbarkeit lächerlich findet, daß er, statt riechen, schmecken sagt, und sich wohl gar noch in dem witzig seyn sollenden Einfalle gefällt: die Baiern hätten nur vier Sinne *): so beweiset das eben so sehr seine Ignoranz, als seine Arroganz, und er wird billiger Weise wegen jener verhöhnt und verlacht, als wegen dieser, auf gut baierisch, nach Hause geschickt.

* * *

Um dir Ungelehrigen doch einen Beweis zu geben, daß mehrere Wörter für Einen und denselben Begriff nichts weniger als lästig, überflüssig und verwirrend, sondern zur nähern Bestimmung desselben nach seinen Nebenmerkmahlen recht dienlich und nützlich seyen: will ich ihn dir (weil wir doch einmahl im Scherzen begriffen sind) an den verschiedenen Ausdrucksarten geben, womit wir im Deutschen den Begriff „Rausch" bezeichnen. Es ist dieß wahrlich ein köstlicher Beytrag zur deutschen Synonymik, und ich würde beynahe verführt werden, ihn an eine elegante Zeitung zu schicken, wenn ich nicht, mit Grund, befürchtete, daß sie ihn, als höchst unelegant, perhorresciren dürfte. Und da du selbst, so viel ich weiß, zu

*) So seltsam diese Figur klinget, (sagt Adelung) so philosophisch ist sie doch, weil Geschmack und Geruch im Grunde nur Ein und derselbe Sinn sind.

der eleganten und prüden Clique gehörst, so wird freylich auch für dich eine captatio benevolentiae zum voraus nöthig seyn, die ich jedoch mit keinen bessern Worten abfassen kann, als mit den Worten des trefflichen Johannes Agricola, der bey Gelegenheit einer derben Auslegung eines Sprichwortes sich dahin äußert: „Dieweil ich Sprichwörter schreibe (und ich grammatische Glossen), so kann ich nicht alle wege Seiden spinnen, es muß auch grob mitunter gehen."

* * *

Lichtenberg schrieb bekanntlich einen patriotischen Beytrag zur Methyologie der Deutschen *) d. h. ein respectables Verzeichniß von Redensarten, womit die Deutschen ihre Lieblingssünde, sich zu betrinken, verschiedentlich ausdrücken. Er hoffte damit irgend einem deutschen Gelehrten ein willkommenes Materiale zu liefern, wenn es einem etwa einfallen sollte (was bey dem Hange zur wissenschaftlichen Bearbeitung in der deutschen Gelehrtenrepublik zu erwarten steht), die Kunst zu trinken systematisch zu behandeln.

Obwohl ich nun dem obbelobten Autor die Ehre wiederfahren lassen muß, daß er in seinem Gegenstande sehr bewandert sey, und ihn, nähmlich theoretisch, trefflich behandelt habe: so vermisse ich doch erstens noch viele Substantive, die das abstracte und abstruse Wort „Rausch" synonymisch und emphatisch bezeichnen, und zweytens einen gelehrten Commentar, wenigstens über solche Phrasen, deren Bedeutung eben nicht jedem durstigen Magister einleuchten dürfte. Diesem Mangel einiger Maßen abzuhelfen, soll der fol-

*) Vermischte Schriften III.

gende Versuch dienen. Vielleicht erhält er, wie jeder ähnliche, in Bälde ein unschätzbares Verdienst, wenn, wie die Aspecten bedrohen, bey der jährlich zunehmenden Verwässerung der Getränke in den Deutschen Landen von keinem Rausch mehr, geschweigens von den verschiedenen Modificationen desselben, in praxi zu hören seyn wird, sintemahl wir es sodann wenigstens in theoria haben werden.

Vor allen begegnen uns die bedeutungsvollen: Spitz, Pommer und Pudel. Sie bezeichnen sehr passend das fremdartige Wesen, das in dem berauschten Menschen, statt des Ich's, zu hantieren pflegt, so wie die Art und Weise, wie es sich äußert. In dem letztern Umstande liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen den drey Wörtern. Spitz und Pommer bezeichnen den klaffenden und beissenden, Pudel dagegen den spielenden und schäckernden Geist, der den Rauschigen belebt. Zwischen Spitz und Pommer wage ich kaum weiter zu unterscheiden; so wie sie (nach Adelung) die nähmliche Hundart andeuten, so auch die nähmliche Rauschart; es müßte nur seyn, daß Trinker von Profession den Weinrausch einen Spitz, den Bierrausch aber einen Pommer zu nennen belieben, wie denn, in der Regel, auch die Spitze lauter und lebhafter, die Pommer träger und langsamer sind.

Nach diesen drey Bezeichnungsarten fallen uns sogleich drey andere, eben so bekannte, auf: Hieb, Schuß und Stich. Die Bedeutung ist klar; sie heben sämmtlich das Merkmahl des „Närrisch thun" heraus, wie man denn wohl sonst auch von Leuten,

die eben keinen Rausch, aber doch einen „Streich" ha=
ben, diese Benennungen gebraucht. Aerzte mögen übri=
gens entscheiden, ob die Hieb=, oder Schuß=, oder
Stichwunden ärger seyen; nur dann können wir auch
darnach die Nüancen dieser Wörter in Beziehung auf
die Wunden angeben, welche der Rauschige im Kampfe
gegen den Weingeist u. dgl. erhält.

Das Wort „Nebel" hat schon einen allgemeinern
Sinn. Es drückt den Mittelgrad zwischen der Nüch=
ternheit und dem förmlichen Rausch aus; das halbe Be=
wußtseyn, wo man das Reinhold'sche Princip der Vor=
stellungen zur Noth noch einsieht, aber auch momentan
Ob= und Subject seltsam genug mit einander verwech=
selt. — In einem stärkern Grade, wo im Gehirne förm=
lich Wolken aufsteigen, und wohl gar alles durch ein=
ander quillt, wird er Dampf genannt. Wenn auch
von ihm noch nicht gilt, daß er eine Thurmspitze für einen
Zahnstocher, und den Himmel für eine Baßgeige an=
sieht: so sieht er doch mitunter die Buchstaben doppelt
und die Menschen auch dazu, kann schwer um eine Eke
herum kommen, und geht seinen M Strich die Gasse
entlang, als wenn alle Häuser sein gehörten, und fin=
det seine Thüre kaum, geschweigens das Schlüsselloch.

Ein förmlicher Rausch aber heißt ein Brand,
und, wenn er über alle Maßen ist, ein Mordbrand.
Der Ausdruck ist wirklich fürchterlich, wie der Mensch,
der ihn hat. Er glüht, wie ein feuriger Mann, ein
Puhu, und wirft Flammen um sich, daß es prasselt.
Die Ausdrücke „begeistert" und „illuminirt" sind
für diesen Fall zu schwach bezeichnend; ein solcher
Mensch sieht und redet nicht nur nach Geist, sondern

er stinkt darnach, wie Brandgeruch. Der gemeine Mann hat für diesen Fall noch ein sehr bezeichnendes Prädicat, wenn er sagt: der Mensch ist sternhimmelhagelvoll, oder er hat einen Höllrausch *).

Wahrhaft humoristisch ist aber das Wort „Haarbeutel.“ Man braucht eben nicht aus Adelung zu wissen (und mit ihm zu glauben), daß dieß eine Anspielung sey auf einen Major bey der alliirten Armee im siebenjährigen Krieg, der, wenn er betrunken war, gewöhnlich mit einem Haarbeutel, statt des Zopfes, vor dem commandirenden General erschienen seyn soll. Auch ohne dieß ist das Zeichen sprechend genug. Es drückt nähmlich den vornehmen Rausch aus. Man könnte das Charakteristische desselben ungefähr folgender Maßen angeben: der Mensch ist sichs dabey gar wohl bewußt, daß es im Capitolio nicht richtig sey; darum trägt er's hoch, tritt fest auf, schreitet langsam, sieht nicht rechts, nicht links, sondern g'rad aus, kurz, er zeigt sich in Miene, Haltung und Bewegung, wie einer, der in Gala ist, mit Haarbeutel und chapeau-bas. Einige nehmen dieß wahrhaft gravitätische Wesen an aus Scham, um den Rausch nicht zu verrathen, wobey oft die drolligsten Verwirrungen entstehen; andere aber aus Einbildung, und das ist noch komischer. Es gibt nähmlich Menschen, die sich nie geltend zu machen getrauen, als wenn sie sich durch

---

*) In einer alten Scarteque fand ich die Tonleiter des Trunkes auf sechs Krügen, die, wie Orgelpfeifen, an Höhe und Umfang zunahmen, folgender Maßen bezeichnet: **UTiliter, REaliter, MIrabiliter, FAciliter, SOLenniter, LAmentabiliter.**

Getränke sublimirt und illuminirt haben; dann aber sind sie überaus selig; dann werden sie ordentlich um einen Kopf größer; ihre Brust schwillt auf von behaglichen Gefühlen, ihr Mund strömt über von wichtigen Geheimnissen, die Mienen, die Gesten haben alle etwas Feyerliches, Graciöses, Unbeschreibliches.... Wahrlich, man muß dergleichen Haarbeuteln wirklich gut werden.

Außer diesen hochdeutschen Benamsungen des Rausches gibt es noch verschiedene provinzielle. Mir fallen davon nur folgende ein: Hipps und Tipps (für das erstere hat man auch die Leseart: Hopps) — Tummel (von selbst verständlich) — Musser (ob vielleicht eine Anspielung auf den Champagner moussé, wenn nämlich im Kopfe Blasen aufsteigen, wie in dem Glase?) — Suser, Sauser (so heißt nähmlich in den Gegenden des Bodensees der neue, zu gähren anfangende Wein, und, metonymisch, der Rausch davon) — Schnurren (gleichpassend als Onomatopöie und als Metapher).... Ein ganz eigenes, kräftiges Wort ist aber das baierische: Dampus. Es hat ein so gelehrtes Ansehen, daß unser Pallhausen auf den Einfall kam, es aus dem Celtischen abzuleiten, worin Dambara so viel als „wanken" bedeutet.

Indem ich nun als Grammatiker alle die verschiedenen Rauscharten, oder vielmehr ihre Bezeichnungen, treu und redlich, und nicht ohne gewisse Behaglichkeit durchmustert habe, wird man vielleicht von mir noch erwarten, daß ich auch als Moralist ein recht ernstes Wort gegen den Unfug des Soffes predige. Allein ich halte dieß für überflüssig, schon darum, weil ich der Meinung bin, das beste Besserungsmittel gegen den

Rausch sey — der Rausch selbst. Denn wie wäre es einem nur halb vernünftigen Menschen möglich, eine Handlung zu begehen oder gar zu wiederhohlen, zu der man drey Tage braucht: den ersten zum Sündigen, den zweyten zum Büßen, den dritten zum Bereuen!

Nur einen Rausch, oder vielmehr ein Diminutiv-Räuschlein, möchte ich einiger Maßen in Schutz nehmen, zum Trutz aller Moralisten. Es ist (nach dem Ausdrucke des gemeinen Volkes) — der J e s u i t e r. Die klugen Männer, von denen er den Nahmen führt, wußten in Ansehung des Lebensgenüsses zwischen der Laien- und Cönobiten-Moral eine so schöne Mitte, ein so bescheiden Maß zu halten, daß sie hierin wahrhaft unvergleichliche Muster sind. Ein Jesuiterräuschel erfordert genau ein Schöpplein Wein mehr, als man gewöhnlich trinkt (wer aber gewohnt ist, den Wein Maßweis zu saufen, braucht natürlich eine M a ß mehr). Dieses Schöpplein wird nun das punctum saliens, das im Kopfe seine Sprünge macht, ohne den Kopf selbst zu verrücken. Längst schlummernde Gedanken und Gefühle wachen auf; die Ideen-Association geht mit einer Leichtigkeit vor sich, als hätte man's an der Schnur; das Denken wird zu einem seligen Träumen, das Träumen zu einem scharfsinnigen Denken; alle Geister sind in dienstbarer Bewegung, um dem Geiste, der allein herrscht, Materialien zu seinen Bildungen herbeyzuschaffen. Auch der äußerliche Mensch verklärt sich; die Wangen färben sich mit einem höhern Roth, die Augen glimmen von stärkerm Feuer, das Haupt umgibt eine Art Heiligenschein (für d e n wenigstens bemerkbar, der ebenfalls einen Anflug von diesem

Räuschlein hat); der ganze Mensch schwebt und lebt in einer überirdischen Glorie. . . . Um sich endlich von dieser poetischen Extase herabzustimmen zur prosaischen Gleichmüthigkeit und Geschäftstüchtigkeit, bedarf es eben auch nur eines (halbstündigen) Jesuiterschläfchens, und — der Rummel ist vorbey.

* * *

Du hast also wirklich Adelungs Wörterbuch angeschafft, und sogar auf Schmeller's Wörterbuch unterzeichnet? Sieh, das ist mir ein erfreulicher Beweis, daß meine Lehren bey dir gefruchtet, und, was ich einzig beabsichtigt, Liebe für die deutsche Sprache überhaupt, und ins Besondere für die oberdeutsche eingeflößt habe. Das übrige wird die Zeit, der Fleiß und der Genius, der dir inne wohnt, vollenden.

Ich will daher die Unterhaltungen, die ich mit dir über diesen Gegenstand gepflogen, damit beschließen, daß ich vorerst noch eine von dir geäußerte Bedenklichkeit beseitige, sodann eine allgemeine Bemerkung über die Grenzen der Befugniß eines Grammatikers beyfüge.

Du befürchtest nähmlich, daß sich, bey zunehmendem, allseitigen Streben der Mundarten nach schriftdeutschem Bürgerrechte, auch verschiedene Schriftarten entwickeln würden. . . . Ich erwiedere hierauf bloß dieses: Wenn auch —, wäre das wohl Schade? Muß denn wirklich Einheit seyn in der Sprache bis auf ein Jota? Würde nicht eine gewisse Mannigfaltigkeit dem allgemeinen Besten der Literatur mehr frommen? So viel ist gewiß, daß dadurch der, jeder Provinz eigenthümliche Geist, zu großem Vortheil des Gemeingeistes, mit der Sprache erhalten würde; denn dieser,

der Gemeingeist, kann sich selbst nur dadurch fortpflanzen, daß er bereits schon überall einen gesunden, kräftigen Stamm findet, der auf eigenem Grund und Boden aufgewachsen ist. Durch die beliebte Generalisirung und Centralisirung, die alles Provinzielle aufheben und verschlingen will, geht die eigenthümliche, frische und freye Kraft des Volkes verloren; und es wird dadurch mehr für die Bequemlichkeit gesorgt, als für die Ausbildung der Anlagen.

Sehen wir aber denn hierin nicht bereits das schönste Muster an den Griechen? Haben sie ihre Mundarten nicht sogar in der Schrift beybehalten, und so die Polynomie in der Literatur, wie in der Politik, festgestellt? Hat sie jemand deßhalb getadelt? Nicht einmahl ein Präceptor, der die Paradigmata der verschiedenen Mundarten mit großer, eignen und fremden, Marter auseinander zu setzen hat. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit macht sie eben mitunter zur Sprache der Griechen, d. h. jenes Völkervereines, wovon jeder Theil zunächst seine eigenthümliche geistige Kraft entwickelte, und dadurch mittelbar den Gesammtgeist ausbildete. Man nehme dem Homer, dem Hesiod, und andern literarischen Heroen ihren Dialekt, und man wird zugleich ihren Geist, wo nicht verwischen, doch verbilden. Ein Hochgrieche müßte sich sonderbar ausnehmen; fast so, wie Göthe, wenn ein Adelungianer in dessen Schriften alle die Wörter und Redensarten striche, welche er in dem Wörterbuch seines Patrons als gemein, als groben Mundarten angehörig, bezeichnet fände.

Der Irrthum ist dieser: Die meisten Grammatiker glauben, daß sie die Bildner einer Sprache seyen. Das ist aber grundfalsch. Was im Leben fortbestehen soll, das muß auch aus dem Leben entspringen. Eine Sprache für das Volk muß vom Volke, eine Sprache für die Gebildeten und Gelehrten von den Schriftstellern, den größten Rednern und Dichtern einer Nation geschaffen werden. Der Grammatiker versieht bloß das Amt des Wächters, auf daß keine Contrebande u. dgl ins Land komme; das Commerz aber selbst unterhalten und betreiben die, denen es zunächst daran liegt. Müßten sich die letztern mit den Artikeln immer begnügen, die im Inventario des Grammatikers verzeichnet sind, so stünde es schlimm um den Handel und Wandel des Geistes. Das Genie darf im Aufsuchen und Erfinden neuer Sprachproducte nicht gehemmt, nicht beeinträchtigt, sondern nur dazu angehalten werden, daß sie der Form und der Materie nach, den bestehenden liberalen Gesetzen gemäß seyen. Und selbst in Bestimmung des letztern ist der Grammatiker nur die erste Instanz, und dem Dichter und Denker steht immer noch der Recurs offen an den Senatus populusque.

Darum haben diejenigen Dichter, welche zugleich Sprachforscher sind, auf die Grund= und Fortbildung des Idioms den bedeutendsten Einfluß gehabt. Wir alle kennen und ehren die Verdienste, welche (andere zu verschweigen) z. B. Klopstock um unsere Sprache sich erworben hat; sie sind gewiß nicht minder, als die Verdienste Adelungs; sie sind sogar in so fern größer, weil er zugleich lehrte, wie der

todte Buchstab belebt, der Körper der Sprache mit dem Geiste vermählt, das Materiale in eine schöne, gefällige Form gebracht werden könne. Darum soll man auch die gewagten Versuche und zerstreuten Bemerkungen solcher Männer ungleich höher achten, als die in Bausch und Bogen hingeworfenen Untersuchungen bloßer Grammatiker; denn aus jenen athmet Leben, Geist, aus diesen oft nur gelehrter Dunst und Moder. Adelung war sicherlich ein gründlicher Philolog, ein hochachtbarer Gelehrter; aber als Stylist verdient er keine Auszeichnung, und als Stylistiker sogar Verdammung. Als jener hat er sich nicht über die nüchterne Correctheit erhoben; als dieser hat er sogar gegen die geniale Eleganz angestrebt. Hätten sich die deutschen Schriftsteller nach seinen engherzigen Regeln gebildet und gerichtet, so wären wir gerade um unsere besten Classiker gekommen.

Der Sprachforscher darf sich nur bescheiden! Er erzähle uns, was da war, und noch da ist; er bestimme aber nicht, was da seyn solle. Er bestimme sogar, nach welchen Formen das bereits Vorhandene oder noch Kommende gebildet seyn müsse, aber er fordere nicht, daß das Alte oder Neue, schon darum, weil es alt oder neu ist, außer Curs gesetzt werde. Ihm müsse jedes neugeprägte Wort an sich gleichgültig seyn, wenn es nur grammatisch richtig geformt ist; was sage ich: gleichgültig? sogar angenehm, lieb, wie dem Naturhistoriker ein neu entdecktes Product. Selbst verhunzte und verkrüppelte Wörter gehören in sein Cabinett, wie in das naturhistorische die Zwitter und andere Abweichungen. Er

hat immer und überall nur die Art und die Form zu untersuchen, nicht den Nutzen und den Gebrauch. Was gut, was schön und schicklich, selbst was Hochdeutsch sey, das darf nicht er —, das muß der Schriftsteller, der Redner und der Dichter bestimmen. Er ist bloß Sammler und Beschreiber; der Gebrauch, dieser magister rerum, ist der Gesetzgeber und der Gesetzvollzieher zugleich.

* * *

Ich habe von dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Sprache und Literatur keineswegs eine so trübe, trostlose Ansicht, wie du, nach deiner letzten Aeußerung, zu haben scheinst. Es verkümmert zwar um vieles unsere Freude, wenn wir sehen, wie die Männer von Distinction in der Wissenschaft und Kunst allmählig vom Schauplatze verschwinden, so wie daß ihn dagegen nun Leute von gemeiner Art großen Theils einnehmen, und ihn, der früher zum Olympischen Circus des deutschen Geistes gedient hat, in einen Leipziger Jahrmarkt umzuwandeln scheinen. Allein es ziemt uns, der eignen Lust und der fremden Ehre wegen, daß wir von dem vielen Schlechten, welches uns betrüben könnte, unser Auge abwenden auf das Gute und Heitere, welches sich uns, obgleich seltener, darbiethet.

Ich will dir nun zwar zugeben, daß die literarische Bildung der Deutschen seit vielen Jahren an Tiefe und Gründlichkeit, an Intension abgenommen habe. Dann mußt du aber auch einräumen, daß sie in eben dem Maße an Extension, an nützlicher Verbreitung und wenigstens passiver Theilnahme zugenommen habe. Es ist nähmlich unläugbar, daß, wie seit einiger Zeit unter

dem gemeinen Volke das mechanische Lesen und Schreiben, so auch unter den Gebildeten das literarische immer mehr und mehr sich verbreitet habe, und nun beynahe allgemeines Bedürfniß geworden ist. Der Schaden dieser Erscheinung, den du mir entgegen setzen magst, wird sicherlich weit aufgewogen durch den Nutzen, der dadurch gestiftet wird. Es ist dem Volke einmahl der Sinn aufgegangen und die Lust gekommen, um das Schöne, Wahre und Edle, das in den literarischen Producten der Nation hinterlegt ist, zu fühlen und in sich aufzunehmen. Verfallen sie auch oft dabey nur auf mittelmäßige Gestaltungen, die sich durch ihr buntes und grelles Außenwerk gleichsam in den Vordergrund drängen; so bemerken sie doch auch die schönern und wahrern Bildungen im Hintergrunde, und es entsteht in ihnen wenigstens die Ahndung nach etwas Höherm, das ihnen das gemeine Leben nicht darbiethen kann. Wie mit dem lesenden, so ergeht es auch mit dem schreibenden Publicum. An sich schon ist es die edelste Beschäftigung, geistig zu prodiciren, wäre es auch nur zum Zeitvertreibe und in Dilettanten-Art. Zudem sieht sich ein jeder, der aus sich Gutes erzeugen will, schon zum voraus genöthigt, das Beste in sich aufzunehmen, was von großen Geistern ausgegangen. Von den Lohnarbeitern schweige ich billiger Weise. Kurz, man denkt und dichtet in unsern Tagen mehr, als zu jeder andern Zeit; der Geist ist thätig; sein Vermögen entwickelt sich, seine Kraft erstarkt in der Beschauung und Behandlung des Buchstabs; — und wenn ich ja etwas daran tadeln wollte,

so wäre es dieß, daß man, im Verhältnisse zum Produciren, zu viel — kritisirt.

Was ich in Ansehung der Literatur Rühmliches finde, die allgemeine Verbreitung, die Volkthümlichkeit und die Theilnahme des öffentlichen Lebens: das gilt auch großen Theils in Ansehung der Sprache. Die sogenannten deutschen Schulen beeifern sich, wenigstens die Elemente der Muttersprache den Kindern klar und richtig beyzubringen; und wenn die gelehrten Schulen, vielleicht aus zu großer Hinneigung zu den alten Sprachen, die eigene weniger, als billig, berücksichtigen, so wird doch, mit der classischen Bildung einmahl vertraut, der künftige Geschäftsmann, um so mehr der Gelehrte, das Versäumte, wenn er will, leicht einbringen; und, wenn er auch nicht Muße oder Lust haben möchte zur Begründung der Theorie, so müßte er, bey der allgemeinen Sprachbildung, schon um seiner Ehre willen, sich bemühen, wenigstens in der Praxis aufmerksam und emsig zu seyn, um jeden Anstoß auch in dieser Hinsicht zu vermeiden. Vergleiche auch nur einmahl die Schriften des Geschäftlebens und des Schulunterrichtes unserer Zeit mit jenen vor zwanzig und mehrern Jahren, besonders die in unserm Lande; du wirst nicht ohne Verwunderung die Fortschritte bemerken, welche die Kenntniß und der Gebrauch der Muttersprache gemacht haben. . . . Aber auch in ganz Deutschland ist dieses Festhalten an dem Guten, dieses Bestreben nach dem Bessern augenscheinlich und gedeihlich. Besonders müssen wir es als ein erfreuliches Zeichen gerade unserer Zeit und als einen Vorzug ihrer gemeinsamen Bildung sehr anrühmen, daß, wie überhaupt in literarischer, so auch in grammatischer Hinsicht, die starre Scheidewand zwischen dem Norden und dem Süden niedergefallen ist, und daß, in den Augen der wahrhaft Gebildeten und der gründlich Gelehrten, keine Grenze für deutsche Sprache und deutsche Bildung gilt, als Deutschland selbst. Die wahre Toleranz, die, obschon sie das Eigene billiger Weise vor allem achtet, doch nicht das Fremde eigensinnig abweiset oder gar anfeindet, gewinnt im-

mer mehr Raum. Einzelne Grenz- und Zions-Wächter, die sich diesem geistigen, gegenseitig ausgleichenden Verkehr widersetzen wollen, werden entweder gar nicht geachtet, oder mit Hohn und Spott, wenn Gründe nicht anschlagen, abgewiesen. Außer einigen nahmenlosen Recensenten, die noch immer, wie gemeine Häscher, auf der Lauer stehen, ob nicht etwa ein fremdes Wörtlein aus der fernen Provinz „eingeschwärzt“ oder „eingeschmuggelt“ werde, und die, im Attrappirungsfalle, freylich einen ungeheuren leeren Lärmen machen: so verhalten sich dagegen die übrigen Schriftsteller aus allen Fächern, wenigstens in dieser Hinsicht ganz verträglich und freundschaftlich — sie freuen sich sogar, wenn ihnen ein neues Wort, und mit dem Worte ein neuer Begriff von Weitem zukommt, und ihrem Denken und Reden Zuwachs gibt. Altes und Neues, Nahes und Fernes, alles ist uns Allen lieb und theuer, wenn es nur für unsere Zunge sprachgerecht, und für unsern Kopf sachhaltig sich erweiset. Wir Süddeutschen ins Besondere sind ohnehin schon längst gewohnt, den Norden im Vortheile gegen uns ohne Neid zu betrachten; nnd wenn wir vorzüglich Sachsen als Mittelpunct des allgemeinen literarischen Strebens mit Hochachtung ansehen, so glauben wir dieß schon aus dem doppelten Grund thun zu müssen, wegen der Thätigkeit des geistigen Verkehrs seiner Bewohner, und wegen der Gastfreundschaft, womit sie von jeher die ausgezeichnetsten Männer des Südens und des Nordens aufgenommen und behandelt haben. Anderseits regt sich in unsern südlichen Ländern seit mehrern Jahren der literarische Geist in verjüngter Kraft und mit ausgezeichnetem Erfolge. Indem wir das, was wir Gutes empfangen, treulich benutzen, und beharrlich fortbilden, begründen wir in gleichem Maße gerechte Ansprüche auf die Achtung und den Dank der übrigen Deutschen.

So ist denn dermahlen das literarische Streben in allen deutschen Gauen einheimisch, ersprießlich und erfreulich; und es besteht keine andere Eifersucht mehr unter ihnen, als in dem rühmlichen Wettkampfe um

das Wahre und Gute. Mag auch immerhin, wie du meinst, unsere Zeit dürftiger seyn an wahrhaft großen Männern und an echt classischen Bildungen, so herrschet mindestens ein großer Geist unter unsern Literatoren, und ein rühmlicher Eifer nach classischen Bildungen. Denn (um nur von der Poesie zu reden), wenn du mir z. B. Klopstock, Schiller und Göthe als Sterne der ersten Größe bezeichnest, die hinunter gegangen sind: (wiewohl Geister, wie Gestirne, nie untergehen, sondern ewig fortleuchten, wiewohl andern Ländern und Zeiten): so kann ich dir dagegen mehrere von zweyter bis vierter Größe nennen, die uns jüngsthin aufgegangen, und welche die vielen andern Nebelsterne einer frühern Zeit bey weitem an Glanz und Klarheit übertreffen. Betrachte aber nur die lyrische Poesie, diese Blüthe des dichterischen Geistes! Du magst mir ein Dutzend trefflicher Dichter der Art aus jenen frühern Zeiten nennen (mehr kaum!); dagegen will ich dir eben so viele aus unserer Zeit aufführen, die jenen an Wahrheit, Tiefe und Anmuth des Gefühls keineswegs nachstehen. Und es lebt ja noch Göthe unter uns, und wird fortleben, nähmlich in seinen achtungswerthen Schülern, mit denen ich, was deutschen Geist, deutsche Form, Art und Sitte in ihren Bildungen betrifft, wohl nur sehr wenige aus jener frühern Epoche in Vergleich stellen möchte.

Doch laß uns keine solche Parallele ziehen, die ohnehin für den Verstand kein sicheres Resultat gewähren, wohl aber das Gemüth zum Undank und zur Ungerechtigkeit verleiten könnte. Unser Grundsatz sey vielmehr: an das Gute jeglicher Zeit zu glauben; und unser Vorsatz: das Beste in unserer Zeit nach Kräften zu fördern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aurbacher, Ludwig,

Philologische Belustigungen aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters

Bd.: 1

München (1824)

L.germ. 19 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583343-0